



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neundzwanzigster Jahrgang.

N^o. 4.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die „Donna Anna“.

Roman
von
Rosenthal-Bonin.
(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

In einem hohen Hause am Singel in Amsterdam, einer seltsam ruhigen Straße, deren Hauptbreite von einem Kanal eingenommen wird, welcher zwischen seinen großen Schleusen oft wochenlang lagende Lastschiffe beherbergt und dessen Ufer mit alten Bäumen bepflanzt sind, liegt die große Diamantschleiferei von Sniders Söhne. In den unteren Räumen der Häuser befinden sich die Comptoirs und Lager, letztere bestehend aus einer Reihe schwerer, schwarzer eiserner Geldschränke, welche die blühenden kleinen und großen Steine in Glasflaschen, mit Nummern und Etiketten versehen, bergen, im zweiten und dritten Stockwerke arbeiten die Diamantenspalter, Klover genannt, und im letzten unter dem Dach — damit das Licht dort ungeschwächt hereinfällt — sind die zwölf Schleifzimmer, je drei für sich abgeschlossen eine Abtheilung bildend — etablirt.

Hier sitzen in den kleinen Kimmern mit Oberlicht — von denen immer die drei einer Gruppe durch thürlose Oeffnungen mit einander in Verbindung stehen — je zwei Männer an einem langen, schmalen Tisch, auf welchem vermittelst Dampf in Bewegung gesetzte, in gleicher Richtung mit den Tischplatten sich drehende Kupfer- oder Stahlscheiben sich befinden — die Scheiben werden belegt mit einer Mischung von Del und Diamantstaub, — die Schleifer haben hier die Aufgabe, in Zinnloben eingelöthete, vorher zurechtgespaltene Diamanten vermittelst Gewichtchen gegen die ungeheuer schnell sich bewegende Scheibe bald stärker, bald schwächer zu drücken, wodurch das Schleifen bewerkstelligt wird. Ab und zu, aus besonderen geschäftlichen Gründen, arbeitet auch ein Spalter zwischen zwei Schleifern.

Die Ordnung in diesem Etablissement ist musterhaft — jeder Spalter erhält einen bestimmten Stein mit der dazu gehörigen, sorgsam bezeichneten Glasche aus dem Comptoir und muß, wenn die Arbeit beendet, Glasche, Stein und Abfall ab-

liefern. — Vorher ist der Stein gewogen, nach dem Spalten wird er gewogen, die beim Spalten abgefallenen Splitter werden gewogen und das Gewicht muß stimmen. Der beim Schleifen abgeriebene Staub kommt sammt Stein wieder auf die Wage und wird, nachdem er vom Del gereinigt, von Neuem verglichen. Es kann bei der strengen Aufsicht und Kontrolle der ab und zu gehenden „Controllers“ kein noch so kleines Stückchen Diamant verloren gehen — und doch ist Herr Snider aus dem Zimmer der Schleifer ein sehr werthvoller Stein verschwunden, trotzdem der kontrollirende Aufseher — je drei Zimmer haben einen solchen — beim Fortgehen der

Arbeiter dieses Zimmers, Mittags in der Dogge — das heißt in dem Zinnloben, worin der Diamant eingelöthet ist — eben den Stein noch gesehen und in den Kasten unter der Scheibe des betreffenden Arbeiters eingeschlossen hatte. Als Nachmittags der Aufseher diese Kammerabtheilung Nummer Vier aufschloß und dem Arbeiter die Dogge wieder geben wollte, fehlte nicht nur der Stein, sondern auch der Metallklob, der ihn festhielt. Der Stein besaß einen Werth von fünfzigtausend Gulden holländisch. Der Kontrolleur, einer der Geschäftsinhaber selbst, berichtete die Thatsache dem Chef — man sandte sofort zur Polizei, Detectives kamen und untersuchten die Thüren, den Kasten. Es fand sich nicht eine Spur von gewaltsamer Oeffnung.

Die Beamten schüttelten die Köpfe.

„Ist sonst heut etwas bei Ihnen passiert?“ fragte der Polizeioffizier den ältesten der Herren Sniders.

„Nichts, als daß ein ungeschickter Arbeiter, der die Firma in Schaden brachte, entlassen worden ist.“

„Seit wann ist der Mann fort?“ forschte der Beamte.

„Seit heute Mittag,“ lautete die Antwort.

„Was hat dieser Mann gethan?“ forschte der Beamte.

„Er zerbrach einen Diamanten, statt ihn nach der Krystallrichtung zu spalten.“

„Bitte, zeigen Sie mir, mein Herr, wie der Mann das machte.“

„Sehen Sie,“ unterwies Herr Ottomar Snider, — „dort ist ein roher Diamant festgekittet, jetzt soll er achteitig gespalten werden, wie sein natürlicher Krystall ist, der Mann riß also mit diesem scharfen Diamanten einen Kerb, dort wo die Krystallspalte dem Sachverständigen sich zeigt, legt in diesen Kerb einen haarscharfen kleinen Stahlmeißel und schlägt nun nicht allzu stark mit dem Hammer auf den Meißel.“

„Was that nun der Mann?“ fragte der Beamte voll Interesse.

„Er setzte den Meißel richtig in den Kerb, hielt ihn aber nach der entgegengesetzten Richtung, als die Krystallfläche läuft, und schlug den Stein auseinander, so daß der sehr werthvoll gewesene große Stein jetzt nur noch zwei kleine Steine, die sich überdies schlecht schleifen lassen, gibt.“

„Konnte der Mann aus Absicht so gehandelt haben, um einen Grund zum Fortgejagtwerden zu bekommen?“

Die Herren stuteten.

„Der Mann schien uns dazu nicht fähig; er war zwar



Fluchbeladen. Der Landwirth stürzte auf einen Stuhl los, den er über dem Haupte seiner Tochter schwang.
(S. 43.)

ein etwas unpraktischer Mensch, ein Bücherleser und Träumer."

Die Beamten lächelten.

"Und der Stein fehlt seit jener Stunde, wo der Mensch aus Ihrem Dienst trat?" erbat sich der Beamte Auskunft.

"Der Mann wurde Mittags entlassen, — das war um zwölf — da war der Stein noch hier — Herr G. Snider, unser Kontrolleur, schloß ihn selbst in den Kasten an der Stelle, wo der Betreffende an der Schleifschleife arbeitete. — Um zwei Uhr, als Herr Snider öffnete, fehlte der Stein mitsamt der Einkerbung, die faustgroß ist, so daß an ein Verlorengelien des Steines nicht zu denken ist, — ohne Schmelzung des Metalls kann der Diamant gar nicht aus dem Ritz gehen."

"Werden die Arbeiter, bevor sie diesen Raum verlassen, untersucht?" fragte der Beamte.

"Nein, das ist nicht nötig," antwortete der älteste Geschäftsinhaber. "Der Kontrolleur schließt vor den Augen jedes Arbeiters seinen Stein, an dem er gerade beschäftigt ist, ein — und Niemand erhält mehr als einen Stein zu gleicher Zeit — in dessen Kasten, geht mit den Arbeitern aus den Kabinetten und schließt dann sogleich jede Abtheilung zu."

"Und bei dem Manne, der den Stein verlor, geschah alles dieß in derselben Weise?"

"Dort ist sein Platz, dort liegt sein Stein noch. Alles geschah genau so."

"Wie weit war der Stein in der Arbeit vorgeschritten?" forschte der Beamte.

"Er war beinahe fertig," antwortete der Kontrolleur.

"Wer von euch hat den verschwundenen Stein zu bearbeiten gehabt?" wandte sich der Beamte an die Arbeiter dieses Kabinetts.

"Ja!" ertönte eine Stimme und ein schwarzhaariger, unterster Mann trat vor.

"Sie wissen nichts von dem Stein?"

"Wie sollte ich? — Herr Snider schloß ihn fort und ich verließ das Zimmer; er wollte ihn mir wieder geben und der Kasten war leer," lautete die prompte Auskunft.

Der Beamte ließ sich eine Leiter bringen, oben das Glasfenster aufheben und sah hinaus; steil fiel das Dach des fünf Stockwerke hohen Hauses ab und zeigte keinen Stützpunkt mehr, nicht einmal eine Regengasse; unter seinem Versprung lag in schwindelnder Tiefe die Straße mit dem Kanal.

Der Beamte sah den Arbeiter nochmals prüfend an, seine feilschwarzen Augen und sein fortwährendes Lächeln schienen ihm nicht zu gefallen. Doch zeigte sich nicht der geringste Anhaltspunkt für einen Verdacht auf diesen Mann.

"Es ist gut," sagte der Offizier, die Unterredung mit dem Arbeiter beendend, und begab sich mit seinen Untergebenen und den Herren des Geschäfts in das Privatzimmer des Chefs.

Als er dort mit dem Herrn D. Snider allein war, richtete er die Frage an diesen, ob er auf irgend Jemand Verdacht hätte.

Der Chef verneinte.

"Auch nicht auf jenen schwarzhaarigen Burschen, der den Stein unter Händen hatte?"

"Auf den am wenigsten," antwortete Herr Snider, "der Mann ist jetzt zehn Jahre bei mir und der tüchtigste Arbeiter. Er lebt in guten Verhältnissen."

"Also bleibt uns einzig und allein jener Mann übrig, der heute fortgeschickt wurde. Ich kalkulare, Herr Snider, fuhr der Polizeioffizier fort, "dieser Mann hat den Stein verborben, um auf jene keinen Verdacht erregende Manier von Ihnen fortzukommen — das hat er geplant, als er, wie Sie sagen, ausnahmsweise bei den Schleifern hier arbeitete, hier in demselben Zimmer den großen, beinahe fertigen Stein sah — und jetzt wird es die nächste Aufgabe sein, den Mann dingfest zu machen. Der größte, der einzige Verdacht ruht auf diesem, und nur für die Verhaftung dieses Mannes gibt mir das Gesetz eine Handhabe. Würden Sie mir Namen und Beschreibung des Mannes angeben, Wohnung und so weiter?" schloß Herr Blomfist, der feinste Entdeckungspolizist und Vorstand der schlauen Amsterdamer Sicherheitsbehörde.

Der Geschäftsinhaber wandte sich zu seinem Schreibtißch und schlug ein Buch auf.

"Der Mann heißt Paul Sivers," diktierte Herr Snider dem Beamten in das Notizbuch, "Paul Sivers, ein Franzose von Geburt, aus Paris." — Herr Snider zog ein Federalbum aus einem Schubfach und nahm daraus eine Karte. — "Das ist seine Photographie," fuhr er fort, diese dem Beamten überreichend, "er war zuletzt bei Coster in London und brachte von diesem Empfehlungen, — er wohnt am Dube Waal Nummer Achtzehn."

"So, das genügt mir," dankte Herr Blomfist, "bis heute Abend werden wir hoffentlich etwas Näheres wissen." Mit diesen Worten verabschiedete sich der Beamte.

Er fuhr sofort nach Dube Waal Nummer Achtzehn, kletterte in das höchste Stockwerk hinauf und bekam dort die Nachricht von der Wirthin, daß Herr Sivers heute ihr Logis verlassen habe, vor zwei Stunden vielleicht, und nach Rotterdam gereist sei.

Herr Blomfist eilte zum Telegraphenbureau und telegraphirte an die Behörde der zweiten großen Handelsstadt des Reiches eine sehr lange Depesche — er telegraphirte auch noch nach fünfzig anderen Orten an der Grenze und hatte dann der Antwort. Solche ließ lange auf sich war-

ten, auf nochmalige Anfrage kam am nächsten Tage die Benachrichtigung, daß trotz der sorgfältigsten Nachforschung in allen Herbergen ein Paul Sivers nicht in Rotterdam eingetroffen sei. Diese Nachricht kam auch noch nach acht Tagen von dort und die Grenzorte schwiegen beharrlich über die Ergreifung des Flüchtlings. Auch die Landpolizei wußte nichts über einen Menschen, der dem gemeldeten Signalement entspräche.

Ein Schiffer sagte allerdings aus, daß er einen schwarzen, langhaarigen, wie den beschriebenen Menschen eine Strecke weit der Maas zu in seinem Evers (Kahn) habe mitfahren lassen, — da jedoch der stets betrunkenen Gefelle hinzufügte, plötzlich sei der Mensch vom Kahn in's Wasser geglitten und unter Feuersprühen versunken, lachte ihn Alles aus, und doch hatte der Mann zum größten Theil die Wahrheit berichtet, nur war Paul Sivers, als das Schiff in einen Kanal einbog, der von der Richtung nach der Maas, seinem Reiseziel, abzweigte, auf ein gerade daherkommendes Floß geglitten, und das Versinken und der Feuerschein stammte aus dem Schnapsgehirn des Eversführers.

Herr Blomfist schüttelte den Kopf und war jetzt sicher, daß niemand Anderer als der durchtriebene Paul Sivers den Diamant genommen und deshalb nur so wunderbar verschwunden sei — ferner war Herr Blomfist zu der Ansicht gekommen, daß der Dieb in Amsterdam sein müsse, nichtsdestoweniger schärfte er seinen Kollegen in Rotterdam die größte Wachsamkeit ein und ernannte auch die Sicherheitsorgane an den Grenzen, nicht in der Vigilanz auf den Paul Sivers zu erlahmen.

Sechstes Kapitel.

Kapitän van Heeren hatte viel zu thun. Es war die Kaufsumme von dem neuertworbenen Schiff, von welcher er ein Angeld an den Auktionator bezahlt, auf dem Zeckanter zu erlegen — das Geld für seinen verkauften Schwan in Empfang zu nehmen, das Schiff zum Zwecke der Versicherung neu taxiren zu lassen, für Ladung zu sorgen, diese gleichfalls zu versichern und dergleichen Kapitängeschäfte mehr.

Der Kapitän eilte in dem großen, palastähnlichen Gebäude — das zwischen dem Wasserbecken des Dube Haven Haringpisles so stolz und gebiegen in die von Dampfdruck erfüllte Luft des Kais ragte und wo Millionen um Millionen in Schiffen und Ladungswerthen pro Monat eingetragen, erhoben, als Schiffshypotheken und Ladungsgelder umgesetzt werden — von Kanzlei zu Kanzlei, um seine Angelegenheiten zu beschleunigen. Der alte, wetterfeste Mann mit dem langen Oberkörper und den kurzen Beinen, die seidene Kapitänshafenmütze auf den borstigen, grauschwarzen Haaren, war unermüdet.

Während dessen kam ein Schleppdampfer, der am Tau die Donna Anna führte, die Maas herauf, lenkte in den Dube Haven ein und legte in der Nähe des Zeckantors an. Am Steuer der Donna Anna stand fest wie aus Erz gehauen und nur Leben in den dunklen Augen Ben Halim, — jetzt gab der Dampfer das Zeichen, das Tau für Donna Anna zu lösen, und geschmeidig wie ein Tiger sprang blisschnell der schwarze Steuermann zum Mitteldeck, löste die Schlinge und gab den anderen beiden Schiffseuten seines Fahrzeuges Befehl, an's Land zu stoßen. Sie ergriffen die langen Stachelstangen und langsam schwebte die Donna Anna an den Kais, — die Ankerketten rasselten, das Tau flog an's Ufer hinüber zu den dicken, in den Boden eingelassenen Eisenringen, welche dort die Schiffe halten, und der neuertworbene Dampfer des Kapitän Heeren lag fest.

Jetzt erschien eine Anzahl Männer, Kapitän van Heeren geschäftig an der Spitze, und bestiegen, ernst und ehrerbietig von dem schwarzen Seemann empfangen, den Dampfer, um das Schiffsinventar für die Versicherung aufzunehmen. Zwei der Herren hielten Notizbücher in den Händen und schrieben auf, während Ben Halim abwechselnd mit seinem Herrn die Gegenstände nannte.

Die Donna Anna war ein auffallend langes Schiff mit einer kleinen Maschine, welchen Uebelstand der eine der inspizierenden Herren erwähnen zu müssen glaubte.

"Das ist wahr," räumte der Kapitän ein. "Es ist spanische Bauart und die Spanier sparen immer an den Maschinen, dafür hat die Donna Anna aber zwei gute Segel."

"Wohl," antwortete der Beamte, "das ist für die Schnelligkeit der Anna günstig, macht aber die Widerstandsfähigkeit des Schiffes und die Sicherheit für die Gesellschaft nicht größer."

"Nun, meine Herren," lachte der Kapitän — "es ist auch gar nicht meine Absicht, eine hohe Police herauszuschlagen. Nehmen Sie die Donna zu dem Werthe, der für Sie richtig scheint, und ich freue mich, daß die Versicherungskosten dadurch geringer sind."

Man ging jetzt in die unteren Räume. — Vern befanden sich die übereinander liegenden Abtheilungen für die Ladung, hinten, durch den Maschinenraum getrennt, die Kapitänskajüte und die Messen (Schlafräume) für die Matrosen. — Alles klein und roh, dafür aber auch hier ein großer Theil dieser Schiffsbälte für Ladung noch bestimmt. — Die Donna war ein gutes Lastschiff, mit ganz besonderer Rücksicht für große Ladung erbaut, und das hat wohl auch den Kapitän bewogen, seinen kaum die Hälfte Güter fassenden Schwan mit diesem "Lastvieh", wie einer der Versicherer die Donna nannte, zu vertauschen.

Das Geschäft im Innern war beendet, Ben Halim

sorgte für ein Boot und man fuhr nun außen herum, um auch hier die Sicherheit des Schiffes zu prüfen. Es wurde zu diesem Zweck eine der Kupferplatten der Bekleidung gelöst und das Holz darunter untersucht, außerdem schlug man mit Hämmern an den Schiffsrumpf, um sich vom Klang zu überzeugen.

Ben Halim ruderte die Herren und seine Augen funkelten seltsam, fast eigenthümlich höhnisch bei der Sorgfältigkeit der Prüfung.

Der Kapitän war lustig und vergnügt und machte hundert derbe Seemannspässe.

"Die Donna ist nicht mehr jung, meine Herren," sagte er, "aber ihr Herr und Gebieter, der jetzt eine Seemannsche mit ihr eingeht, ist auch über die Tanzjahre hinaus, er verträgt jedoch auch Tage, die ihm nicht gefallen, und das hoffe ich von der Donna auch. — Wir Beide haben ja sicher schon manchen Sturm erlebt."

Ben Halim lachte bei jedem Scherz seines Kapitäns, daß unter seinen rothen Lippen die schimmernd weißen Zähne grell hervorleuchteten.

Man fuhr zum Lande und begab sich wieder in das Zeckanter, wo eine Akte über die Versicherung des Schiffes ausgestellt wurde.

Ein gemeinsames Frühstück der Beamten und van Heeren's in einer in der Nähe gelegenen kleinen Taverne, dessen Kosten der Kapitän trug und wobei steifer Grog mit Rheinwein und Champagner abwechselte, bezeichnete die Abwicklung all' dieser Geschäfte.

Das geschah am Hafen und in der Taverne ging es ziemlich laut und ungebunden zu.

Im Hause des Kapitäns herrschte jedoch heute auch nicht die gewohnte Stille.

Jungfer Kosein hatte ein rothes Gesicht, das nicht bloß vom Bügeln kam, und Klas Klocksteen zeigte Rötthe bis in die Stirn, welche nicht von dem Messerpugen herrührte.

Diese Farbenspiele bedeuteten Sturm in der "Freundschaft" zwischen Kosein und Klas.

"Und Du hast Dich doch in den langen Schmachtlappen von Kerl vergafft," — rief Klas voll Wuth, ein Messer auf dem Leber reibend, mit wenig unterdrückter Stimme.

"Und warum?" gab Kosein, eifrig mit dem Plättchen hin und her fahrend, schnippisch zurück. "Welches Recht hat denn der Herr Klas Klocksteen, mir das zu verbieten?"

"Ich will Dich heirathen!" warf Klas wild hin.

"Was ich da höre!" gab die Jungfer zurück — "nun sieh' einmal Einer an, und das erfähr' ich erst heute."

"Mach' keinen dummen Spaß!" fuhr Klas voll Ingrimm fort. — "Du weißt wohl, wie die Sachen mit uns stehen, — der Kapitän hat mir ein Erbtheil ausgesetzt, und so lange wolltest Du warten."

"Und so fängt der Herr jetzt schon an — vielleicht fünf- undzwanzig Jahre vor unserer Verheirathung — mich zu tyrannisiren, das verspricht mir viel."

"Ich will nicht leiden, daß Du mit Anderen scharmuzirst!" rief der dicke Gärtner aufgebracht.

"Du nennst scharmuziren, wenn ich mit einem andern Menschen nur rede," erwiderte Kosein.

"Du läufst ihm nach, Du suchst nach seinen Augen, Du machst ein feines Gesicht, wenn Du ihn kommen siehst."

"Bitte, mach' mir das feine Gesicht doch nach," warf Kosein ein — "ich möchte gern sehen, wie ein solch' feines Gesicht ausschaut."

"Das weißt Du selbst," brummte Klas.

"Nun, Klas, der Mensch ist schön und ich sehe einen schönen Menschen gern an, wie die helle Sonne, wie ein hübsches Bild. Siehst doch unser Fräulein auch den Menschen gern an, sie spricht ja alle Tage länger als eine Stunde mit ihm und hat ihm sogar Bücher aus ihrem Kasten gegeben."

"Das Fräulein darf das, sie hat keinen Bräutigam und außerdem ist er ja ein Bettler, das reimt sich daher zusammen. Mit Dir ist's aber was Anderes."

"Ich darf nicht den Menschen ansehen?" warf die Jungfer hin. "Ich bin auch eine Bettlerin, nicht wahr, das hast Du ja gemeint?"

"Nun, Du bist kein reiches Kapitänsfraulein," erwiderte Klas, "das mit solch' einem Menschen wohl sprechen kann, und dann siehst ihn das Fräulein nicht verliebt an."

"Hm, meinst Du?" erwiderte das Kammermädchen, "und wie stellst Du Dir denn ein verliebtes Gesicht vor?" forschte Kosein.

"Nun, sie lacht ihn doch nicht an wie Du, als ob sie ihm gleich einen Kuß geben möchte," erklärte Klas.

"So, das ist ein feines, verliebtes Gesicht, wie Du meinst," rief Kosein fröhlich. "Klas, es gibt auch ernste verliebte Gesichter, davon hast Du keine Idee, die Liebe, welche weinen möchte, ist viel gewaltiger als solche, welche lacht, — aber das geht über Deinen dicken Krauskopf hinaus."

"Ich sage Dir," tuschelte Kosein mit gedämpfter Stimme, sich zu Klasens Ohr neigend, so daß ihre Lippen dieses auf einen Moment berührten, "dem Fräulein ist der fremde Mensch an's Herz gewachsen bis zum Sterben. — Es ist schauerlich eigentlich, er ist ja doch nur ein Landstreicher, — aber es ist einmal so, die Liebe fällt auf Einen vom Himmel wie ein Vettergewinn, wie eine Krankheit, und da kann der Mensch mit Händen und Füßen sich dagegen sträuben, sie ist eben da und läßt sich nicht wegstreiten."

"Ach! Du schwäwest Unsinn," sagte Klas Klocksteen, durch die Berührung seines Ohrs schon wieder ganz ver-

schönt. — „Ein Kapitänsfraulein und solch' ein armer Nicht — die Frauenleute haben immer Rosinen im Kopf.“
 „Und Klas seine Rosin“, lachte die Jungfer.
 „Aber die Rosin nicht den Klas“, erwiderte dieser.
 „Du sagst ja, wir hätten nur Rosinen im Kopf“, neckte die Jungfer.

Klas hatte die Erfahrung gemacht, daß wenn er sich auf Wortgefechte einließ, er bei seiner Verehrten stets den Kürzeren zog, und so puzte er denn plötzlich wieder fleißig seine Messer und schwierte beharrlich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zuckerrfabrikation auf Cuba.

I.

(Bilder S. 40.)

Wenn man den Namen Cuba erwähnt, so denkt man sofort an blaues Meer, heißen blauen Himmel, Palmen und Reger. Das ist auch im Grunde richtig — man sollte aber in der Vorstellung hinzufügen: gewaltige Haufen Kupfer, ganze Berge Tabakblätter und riesige Quantitäten Zucker, denn diese drei Dinge sind die Hauptprodukte der Königin der Antillen. Cuba bringt auch Kaffee und Baumwolle reichlich hervor. Es gibt dort Orangen, Zitronen und andere edle Früchte mancherlei Art in Menge, aber die Hauptproduktions- und die Haupthandelsartikel dieser spanisch-amerikanischen Insel bleiben Kupfer, Tabak und Zucker. Von letzterem werden durchschnittlich jährlich ausgeführt gegen 18 Millionen Centner, der aus einheimischen Zuckerröhren von mehr als 1400 Fabriken hergestellt wird. Wie man bei uns das Getreide baut und der Landmann der Ebene daraus hauptsächlich seinen Lebensunterhalt und seine Einnahmen zieht, so der Pflanzer auf Cuba vom Zuckerröhre. Eine Zuckerröhrenpflanzung gleicht einem Schilffeld, nur daß ein Zuckerröhre wunderbare Farbenspiele bietet, denn der obere Theil des Halms bleibt bis zur Ernte meist frühlingsgrün, indeß das Rohr nach der Wurzel zu sich durch alle Nuancen bis purpurroth und gelb färbt. Jedes der Glieder des Rohres kann als Individuum betrachtet werden, denn in die Erde zur Fortpflanzung gesteckt, gibt es ein neues Rohr. Die Pflanzer nennen diese Operation das Säen und sie stellen auf diese Weise auch die neuen Felder her und ergänzen so die alten, wo Rohre absterben. In Cuba wird die Rohrwurzel durch den Winter nicht zerstört. Die Kultur des Zuckerrohres, welche auf Cuba meist von Schwarzen besorgt wird, ist schwer und arbeitsvoll. Von der Zeit des Auspflanzens bis zur Reife gibt es neue schwere Arbeitsmonate. In den ersten sechs Monaten muß das Feld sorgfältig gejätet und alle vierzehn Tage einmal umgehackt und gegraben werden, erst dann überläßt man das Rohr sich selbst. Nach der Reife wird es geschnitten, das ist ein Fest für Jung und Alt, denn Reger sind Rührer und können den Zuckersaft aus den Rohren pfundweise schürfen. Man schneidet, wie unsere Illustration dies zeigt, das Rohr mit großen scharfen Messern ab, bindet es zu Bündeln zusammen und verladet es auf eigenthümliche zweirädrige Karren, die von Stieren gezogen werden. So gelangt das Rohr in die Fabrik, wo es in die Quetsch- und Mahlmühle wandert. Die Methode der Zuckergewinnung ist sehr einfach, sie besteht aus der mechanischen Entfernung des Zuckersaftes aus dem Rohr, es enthält in 90 Prozent Saft gegen 20 Prozent kristallisirten Zucker. Der neueste Standpunkt der Technik hat auch hier bedeutende Verbesserungen bewirkt, besonders hinsichtlich der Entschlackung des gewonnenen Saftes; wir werden darauf in unserem nächsten Heft zurückkommen. Für heute mag es genügen, im Großen und Ganzen den Gang der Zuckerrfabrikation anzudeuten. Der geklärte und gereinigte Saft wird in riesigen Pfannen bis zur Kristallisationshöhe eingedampft. Die Kristallisation geht vor sich in großen hölzernen Bottichen, wo der Zucker sich ansetzt, während der Syrup, die Melasse, das nicht kristallisirbare Süße, abtrinkt. Der so zurückbleibende Zucker heißt Rohrzucker, Roscovade oder Puderrucker; er gelangt in diesem noch ziemlich rohen Zustande nach Europa, wo er raffinirt wird.

Unsere Bilder veranschaulichen interessante Theile der Zuckerröhrenkultur und Fabrikation von ganz besonders cubanischem Gepräge, wie das Fortschaffen des gemahlten Rohres und das Abkneten des reifen Rohres. Die Arbeiten auf den Feldern und in der Fabrik werden von Schwarzen besorgt, von welchen sich gegen 600,000 auf der Insel befinden. Ihre Zahl nimmt ab und es werden dafür Kulis eingeführt; jetzt zählt Cuba 200,000 solcher chinesischer Arbeiter.

Der Liebling.

Kopie der kleinen Oelfarbendruckprämie dieses Jahrgangs.

(Bild S. 41.)

Das Lamm ist das Bild der Unschuld und Sanftmuth, es spielt in dem deutschen Volksleben eine sehr poetische Rolle. „Das Lämmchen, weiß wie Schnee“, singt schon das Kind, wenn es laum sprechen gelernt, und sein erstes Spielzeug ist gewöhnlich ein weißwolliges, hölzernes Individuum mit einer Glode um den Hals, das Lamm genannt wird. Man bringt das Lamm in Wort und Bild gern auch der Zartheit seiner Erscheinung wegen mit der ersten Jugend heranblühender Jungfrauen in Verbindung, und der Maler unseres Bildes, das wir in Oelfarbendruck unseren Lesern dieses Jahrgangs als Prämie geben — diese Widergabe ist ein höchst sinnlich — läßt hier die zarte, liebliche Schönheit, die sanfte, ungetrübte Unschuld einer eben erblühten Jungfrau durch das Lämmchen, welches ihr Liebling ist, in wirksamer Beleuchtung treten. Ein kindliches, naives Gemüth, ein sanfter Sinn, Anmuth und jener Zauber der Jugend, der sich nicht in Worte kleiden läßt, sprechen sich in der holden Mädchen Gestalt, welche dem Lämmchen den Hals umschließt, aus. Sie füttert das Lämmchen, ihren Liebling, das zugleich wie sie das Sinnbild der lieblichen Unschuld, Zartheit und Sanftmuth ist.

Abenteuer eines Militärarztes in Südamerika.

Von Th. Gr.

(Nachdruck verboten.)

Im Jahr 18— brach in Buenos Ayres ein gefährlicher Aufstand aus, welchen die Regierung kaum bewältigen konnte. Sie sammelte alle ihre Kräfte und warb Truppen über Truppen an, aber es mangelte an guten Offizieren und noch mehr an tüchtigen Ärzten, welche letztere daher theuer genug bezahlt wurden. So ließ ich mich denn verleiten, ebenfalls ein Engagement anzunehmen, und ward sofort dem Truppenkorps des Generals Juan Fernando als Oberstabsarzt zugetheilt. Dieses Korps lag in Paraguay, unweit von B., in einer äußerst gebirgigen Gegend, welche von dem reisenden Rosciero durchströmt wird, und die Rebellen, die uns gegenüberstanden, kommandirte ein ebenso kühner als wilder und grausamer Parteiführer, mit Namen Sandfivo, über dessen entsetzliche Thaten die haarsträubendsten Berichte in der Luft herum schwirrten. Zu bedeutenderen Gefechten oder gar Schlachten übrigens wollte es lange nicht kommen, denn die Rebellen waren sehr bedeutend in der Minorität und unsere Truppen mußten still liegen, weil der General Fernando schwerkrank das Bett hütete. Meine Haupt Sorge ging daher dahin, das Fieber, an welchem der General darniederlag, zu bannen, und dieß schien mir auch endlich glücken zu wollen.

Eines Abends saß ich in meinem Quartier, nachdem ich eben von einigen Verwundeten — es hatte an diesem Tage ein kleines Scharmügel stattgefunden — zurückgekehrt war, und blätterte in meinem Notizbuch, als es sehr leise an der Thüre klopfte.

„Herein!“ rief ich, und sofort kam eine Figur zum Vorschein, die meine nicht geringe Verwunderung erregte. Ein Mann war es, darüber blieb mir kein Zweifel, denn ich konnte einen starken Schnurrbart unterscheiden, und an den Stiefeln klirrten Sporen. Der ganze Körper aber war in einen mächtig großen Shawl gehüllt und den Kopf bedeckte eine Art von Kapuze, welche das ganze Gesicht beschattete.

„Oberstabsarzt Doktor H.? Nicht wahr?“ sagte der Mann, die Kapuze zurückziehend und sich aus dem Shawl heraus haltend. „Erlauben Sie, ich habe ein paar Worte mit Ihnen zu reden, und möchte uns gerne vor dem Ueberrraschtwerden schützen.“

So sprechend, drehte er den Schlüssel um, der innen im Schloß der Thüre steckte, und setzte sich dann ungenirt mir gegenüber auf einen Stuhl, so daß ich beim Schein meiner Lampe seine Gesichtszüge genau unterscheiden konnte. Sie waren kühn genug geschnitten, und dem entsprachen auch seine blühenden Augen; aber wie ein Spießhube oder Raubmörder sah er nicht aus, sondern eher wie ein Mann, auf den man sich verlassen kann.

„Sie sehen mich erstaunt und, wie mir dünkt, sogar mißtrauisch an,“ fuhr er fort, „aber Sie sind ganz im Irrthum, wenn Sie glauben, daß ich schlimme Absichten hege, und zum Beweis dessen lege ich hier meine Pistolen auf den Tisch, die einzige Waffe, die ich trage.“

Ich gestehe, die eigenthümliche Art, mit der sich der Fremde bei mir einführte, kam mir anfangs äußerst verdächtig vor; allein sein offenes Gesicht und gleich nachher seine Worte beruhigten mich bald vollkommen, und ich unterließ es daher, eine Schildwache herbeizurufen, so wie ich hätte thun können. „Was ist Ihr Begehr?“ fragte ich endlich. „Es scheint sich um etwas sehr Wichtiges zu handeln.“

„Für mich, ja,“ erwiderte er, „für Sie wahrscheinlich nicht. Ich habe das Unglück gehabt, einem Freund, mit dem ich Streit bekam, eine kleine Bleikugel in den Leib zu jagen, und jetzt möchte ich, daß das Kugelhchen wieder entfernt würde.“ „Ein Duell also?“ fragte ich.

„So etwas,“ nickte er, „Sie wissen, wie es oft geht, wenn heftige Worte fallen. Aber,“ fuhr er fort, ein kleines lebrnes Beutelschen aus der Tasche ziehend und vor mich hinlegend, „wollen Sie mich begleiten, Doktor? Diese paar Unzen Goldes gehören Ihnen, so Sie dem Verwundeten die erbetene Hilfe leisten, und wenn er davonkommt, zahle ich das Doppelte.“

„Wo wohnt Ihr Freund?“ wollte ich jetzt wissen. „In einem einsam stehenden Hause,“ war die Antwort, „vier Meilen von hier in nördlicher Richtung.“

„Also,“ rief ich, „in nächster Nähe des Lagers der Rebellen?“

„Ich will es nicht in Abrede ziehen,“ erwiderte er ruhig, „aber ich bürge mit meinem Ehrenwort für Ihr Leben, und ohnehin haben Sie ja als Arzt selbst bei den Rebellen nichts zu befürchten.“

Ich sah ihn scharf an, aber er schlug die Augen nicht nieder.

„Sie gehören,“ sagte ich jetzt, „selbst zu den Rebellen, wie sind Sie durch unsere Vorposten gekommen?“

„Das ist mein Geheimniß,“ meinte er. „Aber wollen Sie mir folgen? Mein Diener mit zwei Maulthierern erwartet uns außerhalb der Vorposten Ihres Lagers, und bedenken Sie, mein Freund stirbt, wenn Sie ihm nicht beistehen, denn weit und breit ist sonst kein Arzt aufzutreiben.“

Schnell entschlossen trat ich an einen Tisch, mein Stuhl mit den chirurgischen Instrumenten zu mir zu rücken, und dann erklärte ich mich bereit, dem Fremden zu folgen. Der Letztere hüllte sich sofort wieder in seinen Shawl und zog die Kapuze über den Kopf. Die Minute darauf aber schritten wir neben einander durch unser Lager hin, ohne daß Jemandem Notiz von uns genommen hätte.

Ja, selbst die Vorposten riefen uns zu meinem größten Erstaunen auf einen Wink von meinem Begleiter nicht an und er mußte sie also bestochen haben! In nächster Nähe hielt der Diener mit den Maulthierern und einen Augenblick später sprengten wir beim klarsten Sternenhimmel mitten in die Berge hinein.

Etwa anderthalb Stunden lang mochten wir sehr scharf geritten sein, da, wie wir eben hinter einer Reihe von starrenden Felsen hervorkamen, sah ich rechts, keine tausend Schritte entfernt, eine ganze Reihe von Wachtfeuern. Mit einem scharfen Ruck hielt ich mein Maulthier an und wandte mich an meinen Begleiter.

„Das ist das Lager der Rebellen,“ sagte ich, „und ich habe keine Lust, mich in die Höhle des Bären zu wagen.“

„Wir biegen jetzt links ab,“ erwiderte er. „Gleich dort um die Ecke steht das kleine Haus, in welchem mein verwundeter Freund liegt.“

Er sprach die Wahrheit, und ehe fünf Minuten um waren, stand ich vor dem Schmerzenslager seines Freundes. Derselbe hatte eine Kugel in der Schulter und ich machte mich sogleich an die Arbeit, sie herauszuholen. Er selbst assistirte mir dabei in einer Weise, als ob er die Hand eines zarten Weibes hätte, und so gelang es mir, mit der Sache schon in einer halben Stunde zu Stande zu kommen. Der Verwundete aber, ein noch junger Mann von schöner Gestalt, dessen Gesichtszüge jedoch von einem zügellosen Leben Zeugniß gaben, stöhnte ganz entsetzlich und über seine Lippen trat mancher wilde Fluch.

„Wird er davonkommen?“ fragte mich jetzt mein Begleiter leise, nachdem ich einen regelrechten Verband angelegt hatte.

„Ich hoffe, ja,“ erwiderte ich, „vorausgesetzt, daß er vier Tage lang ganz ruhig liegen bleibt und in dieser Zeit keinerlei geistige Getränke zu sich nimmt. Nach den genannten vier Tagen können Sie den Verband abnehmen und es ist dann nichts weiter nöthig, als eine in Oel getränkte Kompresse.“

„Was sagt der Doktor, Larinaga?“ stöhnte jetzt der Kranke. „Ich komme davon? Dort neben der Uhr liegt meine Börse, gib ihm dieselbe mit Allem, was drin ist.“

Ich fuhr zusammen, als ich den Namen Larinaga hörte, denn so hieß der Lieutenant des Rebellenhauptmanns Sandfivo, und ein sehr gefürchteter Name war es. Zwar allerdings warf man dem Lieutenant weder Grausamkeiten, noch gemeine Niederträchtigkeit vor, wie seinem Hauptmann; dagegen aber erzählte man von ihm das Tollkühnste, was man sich nur denken kann, und in der Liebe wie im Krieg schien er vor gar nichts zurückzuschrecken; jetzt aber, am Krankenbette seines Freundes, war er die Sanftmuth selbst und er sorgte für ihn wie für ein kleines Kind.

„Bleib ruhig liegen, Lamprete,“ erwiderte er, „und rege Dich nicht auf. Ich werde dem Doktor, der es so redlich verdient hat, schon selbst nach besten Kräften danken.“

Damit zog er ein zweites lebrnes Beutelschen, wie man sie in jenen Gegenden für ungemünztes Gold zu führen pflegte, aus der Tasche und drückte es mir in die Hand. Dann winkte er mir, ihm zu folgen, und leise verließen wir das Zimmer.

„Aber nicht wahr, Doktor,“ flüsterte er mir außen zu, „wenn die Wunde meines Freundes sich verschlimmern und es durchaus nöthig sein sollte, ihm einen neuen, kunstgerechten Verband anzulegen, darf ich Sie nochmals holen?“

„Wenn es durchaus nöthig sein sollte, ja,“ versetzte ich, „allein es wird nicht nöthig sein.“

Jetzt rief der Lieutenant seinem Diener und befahl, die Maulthiere wieder vorzuführen, denn er wollte mich selbst zurückbegleiten. Da standen plötzlich, wie aus dem Erdboden gewachsen, zehn wilde, von Kopf bis zu den Füßen bewaffnete Gestalten vor uns und an ihrer Spitze erschien ein in eine Art von Uniform gekleideter alter Geselle, dem alle Leidenschaft und Laster im Gesicht geschrieben standen.

„Was soll das, Diavoleto?“ herrschte diesen der Lieutenant Larinaga an.

„Der Grancapitano befiehlt,“ berichtete der Unteroffizier Diavoleto, militärisch grinsend, „daß ich ihn den fremden Doktor vorführen soll.“

„Ha!“ rief der Lieutenant, die Zähne aufeinander beißend und laum einen Fluch unterdrückend, „das ist gegen die Abrede, aber gut,“ fuhr er kaltblütig fort, „ich werde den Doktor selbst zu unserem General bringen. — Kommen Sie,“ wandte er sich dann an mich, „es geht nicht anders; mein Kommandant, der General Sandfivo, wünscht Sie zu sprechen, und dem Befehle muß Folge geleistet werden.“

Wir schritten einem Feuer zu, welches keine hundert Schritte entfernt hinter einer Felsenwand brannte, und der Unteroffizier mit seinen zehn Mann folgte uns dicht auf den Fersen. Vor dem Feuer aber saß auf Matten in halb liegender Stellung ein Mann in reicher, etwas abenteuerlicher Uniform, welcher eine Cigarrette schmauchte. Er erhob sich halb, als wir nahe genug gekommen waren, und winkte uns, neben ihm Platz zu nehmen.

„Ist das der Doktor,“ sprach der Mann den Lieutenant Larinaga an, „den ich Dir erlaubt habe aus dem Lager dort drüben herauszuholen?“

„Ja, mein General,“ entgegnete Larinaga, „und Sie wissen, was Sie mir bei Ihrem Worte . . .“

„Still,“ unterbrach ihn der Mann, „das gehört nicht hierher. Sennor Doktor,“ wandte er sich dann an mich, „Sie wissen ohne Zweifel, wer ich bin.“

„Nein,“ versetzte ich, mich zusammennehmend, „aber ich kann mir's denken.“

„Ich bin Sandfivo,“ sprach er kurz, „und habe im Namen meiner Regierung, der Regierung der argentinischen

Konföderation, mit Ihnen zu sprechen. Nur zu diesem Zwecke gestattete ich meinem Lieutenant, Sie in mein Lager zu führen."

"Aber, mein General," ergriff jetzt schnell der Lieutenant das Wort, "davon haben Sie auch nicht das Geringste..."

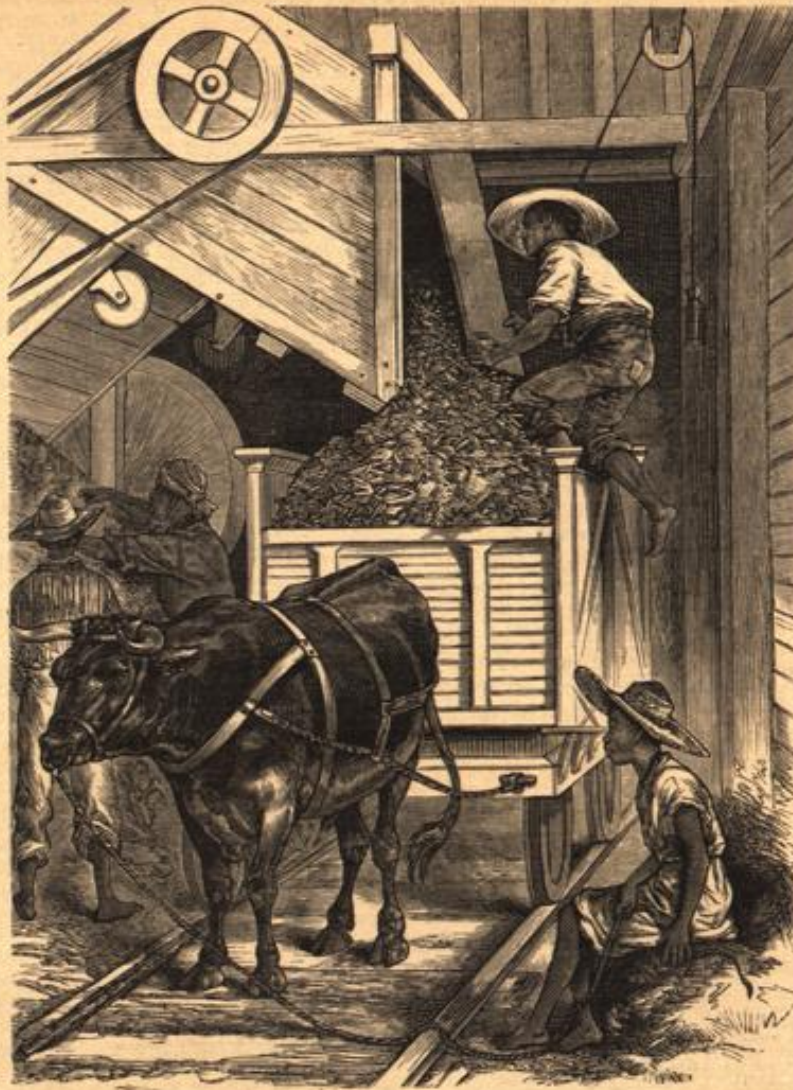
"Willst Du schweigen, Tropf?" fiel ihm Sandfivo barsch in die Rede. "Glaubst Du, einen Menschen von so thörichtem Ehrgefühl, wie Dich, werde ich in meine Pläne einweihen? — Also, Sennor Doktor," redete er mich von Neuem an, "im Namen meiner Regierung habe ich Ihnen einen Vorschlag zu machen, und wenn Sie diesen annehmen, werde ich Sie nicht bloß heil und gesund in Ihr Lager zurückbringen lassen, sondern Sie erhalten auch noch eine Belohnung von hundert Unzen Gold nebst dem Patent als Generalarzt der Armee der argentinischen Konföderation. Ist das nicht großmütig?"

Ich starrte den Mann vor mir unverwandt an. Also das, dachte ich, ist der vielberückte und vielverfluchte Anführer der Rebellen? Das ist Sandfivo, der schon Hunderte von Dörfern und Städtchen ausgeplündert und eingekerkert und Tausende von Weibern und Kindern in die Flammen geworfen hat? Das ist dieses entsetzliche Ungeheuer, vor dem halb Buenos Ayres zittert?

So starrte ich lange genug auf ihn, unfähig einer Antwort; er aber wurde dieses Anstarens bald müde und wiederholte seine vorige Rede in sehr strengem und heftigem Tone.

"Bitte," versetzte ich nun, "mir den Vorschlag zu nennen."

"Sie wissen," fuhr er gelassener fort, "daß wir die Waffen ergriffen haben, um die tyrannische Herrschaft von Buenos Ayres abzuschütteln, und wir werden, obwohl wir bis jetzt noch die Schwächeren sind, obliegen, weil wir vor keinem Mittel zurückschrecken. Ein Haupthinderniß aber ist für uns der General Juan Hernandez, denn unsere Feinde besitzen außer ihm keinen einzigen Offizier, der das Waffenhandwerk versteht, und unter solchen Umständen werden Sie sich schon denken können, was man von Ihnen verlangt."



Die Zuckersfabrikation auf Cuba. Das Fortschaffen des gemahlten Rohzuckers.

Ich schrak zurück, als sehe ich den Teufel vor mir, und er mußte wohl in meinen Augen lesen, was ich dachte.

"Ha, ha, ha!" lachte er da laut auf, "Sie halten mich wohl für den Gottseibeiuns selbst? Nein, Sennor Doktor, ich bin ein Mensch wie Sie, aber die dummen Rücksichten kenne ich nicht, welche man sonst den Knechten der Ehre nennt. Doch zur Sache. Nicht wahr, der General Juan Hernandez liegt schwer am Fieber darnieder?"

Jetzt hatte ich mich vollkommen gefaßt.

"Er lag sehr schwer darnieder," erwiderte ich, "aber jetzt ist er auf dem Wege der Besserung, und in wenigen Tagen werde ich ihn gänzlich hergestellt haben."

"Nein," zischte Sandfivo mit einem grimmigen Blicke. "Er wird sein Krankenlager nicht mehr verlassen. Hier, nehmen Sie dieses Pulver und mischen Sie es ihm in den nächsten Trank, den Sie ihm reichen. Vierundzwanzig Stunden später wird er nicht mehr leben; aber kein Mensch kann einen Verdacht auf Sie werfen, sondern Jedermann wird glauben, der General sei am Fieber gestorben."

Schaudernd sprang ich auf, aber mit eisernem Griff zog er mich wieder zu sich nieder.

"Sie sind noch ein Neuling, Sennor Doktor," lachte er noch grimmiger als zuvor; "aber wenn Sie erst ein paar Jahre länger im Lande verweilt haben, werden Sie das ganz in der Ordnung finden, was ich Ihnen vorschlage. Bedenken Sie, es ist kein geringer Lohn, den ich Ihnen biete, das Patent und die Besoldung eines Generalarztes und hundert Unzen Goldes. Ich bin sogar ermächtigt, noch weiter zu gehen, bis zu zweihundert Unzen, und das ist ein Vermögen. Nun, willigen Sie ein oder nicht?"

"Nie, nie!" schrie ich außer mir. "Nie und nimmer werde ich zum Mörder, und wenn Sie mir ein Königreich bieten!"

"So?" meinte er kalt und höhnisch. "Das wäre Ihr letztes Wort?"

"Ja, mein letztes," erwiderte ich und blickte ihn mit tiefer Verachtung an.

"So?" wiederholte er noch kälter und



Die Zuckersfabrikation auf Cuba. Die Zuckerrohrernte. (S. 39.)



Der Liebling. (S. 39.)

Nach dem Gemälde von E. Lejeune. (Kopie der kleineren Oelfarbenruckprämie dieses Jahrgangs.)

höhnischer. „Aber haben Sie auch bedacht, daß Sie in meiner Gewalt sind und daß ich hier in meinem Lager Herr über Leben und Tod bin? Ein Wink von mir und . . .“

Er vollendete nicht, machte aber eine Geberde, die mich über seine Absicht nicht im Zweifel ließ. Doch eigentümlich, ich sah den Tod vor den Augen, wurde jedoch dadurch nicht im Geringsten mehr erschreckt. Im Gegenteil, ein ganz entsetzlicher Jörn erfaßte mich und ich vergaß nunmehr alle und jede Rücksicht.

„Hundert von Norden brennen auf Ihrer Seele, was liegt also an einem weitem?“ sprudelte es aus mir heraus. „Vorwärts, Räuberkapitän, machen Sie das Maß Ihrer Schandthaten voll und überliefern Sie mich dem Tode!“

Ein furchtbares Lächeln spielte um den verzerrten Mund des Rebellenhauptmanns und er winkte dem Unteroffizier Diavoletto.

„Halt!“ sprach jetzt eine tiefe Stimme und zwischen mir und dem Rebellenhauptmann stand urplötzlich der Lieutenant Larinaga. Seine Augen glühten wie Kohlen und seine Hand lag an seinem Schwerte. „General Sandfivo, Sie haben bei der Jungfrau Maria geschworen, daß . . .“

„Still, Knabe,“ donnerte der Rebellenhauptmann, „oder ich könnte vergessen, daß Du mir zweimal das Leben gerettet und bisher meine zweite Hand gewesen bist. Im Uebrigen,“ setzte er gleich darauf in seinem früheren höhnischen Tone hinzu, „meinen Schwur werde ich halten und der Sennor Doktor soll mein Lager lebend verlassen. Diavoletto thue, was ich Dir befohlen habe.“

In der nächsten Sekunde war ich zu Boden gerissen und Diavoletto mit seinen Leuten knielte mich an Händen und Füßen. Dann sprangen einige der Männer zur Seite und schlepten einen kurzen, biden Baumstamm herbei, wie deren Duzende umherlagen. Auf diesen Stamm aber banden sie mich mit Striden fest, so daß ich auch der geringsten Bewegung unfähig war.

„Sennor Doktor,“ ergriff nun wieder der schreckliche Sandfivo mit äußerster Kaltblütigkeit das Wort, „noch steht Ihnen die Wahl frei. Entweder thun Sie, was ich von Ihnen verlange, und Sie erhalten die von meiner Regierung ausgesetzte Belohnung, oder aber lasse ich Sie, auf den Baumstamm festgebunden, in den Rosciero werfen, dessen Tosen Sie deutlich genug hören müssen, und was dann Ihr Schicksal sein muß, wissen Sie so gut als ich.“

Er hatte Recht, ich wußte es. Der Rosciero war an sich schon ein sehr reißender Strom. Keine halbe Meile aber von der Stelle, auf der wir uns befanden, schoß er durch ein enges Felsenbett dahin und es bildeten sich da Stromschnellen, durch die es unmöglich war, ungefährdet hindurchzukommen, weil sich die Wellen an dem hervorragenden Felsen mit rasender Gewalt brachen. Dann, zum Schluß, kam ein furchtbares Riff, und über dieses stürzte sich der gewaltige Strom wohl fünfzig Fuß tief hinab, so daß er sich in lauter Gischt verwandelte. Unten freilich erweiterte sich sein Bett zu einem breiten Becken, in welchem Ruhe und Frieden herrschten; aber der Sturz über das Riff zertrümmerte, zerschmetterte, zermalnte Alles, was in seinen Bereich kam. All das wußte ich, und der Tod war mir also gewiß, wenn ich, auf dem Baumstamm festgebunden, in den Strom geworfen wurde. Allein trotzdem kam es mir nicht eine Sekunde lang in den Sinn, auf das Anstehen des gräßlichen Sandfivo einzugehen, denn meine ganze Seele war in die wahnsinnigste Wuth verwandelt.

„Due,“ brüllte ich mehr als ich sprach, „was Du nicht lassen kannst, Du scheußlichste aller Scheusalen, und die Hölle verschlinge Dich!“

„Dios te de,“ lachte er wie ein Satan, sich eine neue Cigarette anzündend, „und nun vorwärts, Diavoletto, mit dem Wurf. Du aber, Larinaga, wirst die Prozedur überwachen und dafür sorgen, daß er beim Eintunken in den Strom nicht ersäuft wird. Ich habe ja zur Jungfrau geschworen, daß er mein Lager lebend verlassen soll, und seinen Schwur muß man halten.“

Diavoletto und seine Leute hoben nun den Stamm, auf dem ich festgebunden lag, auf die Schultern und schritten dem nahen Strome zu. Der Lieutenant Larinaga aber ging dicht an meiner Seite und ich sah, wie es in seinen Augen wetterleuchtete. Da, am Strome angekommen, suchte Diavoletto eine Stelle, wo man bequem zu dem tieferen Bette hinabsteigen konnte, und winkte, mich hier hinabzutragen. Es geschah, und eben wollten nun die Leute den Stamm mit mir sachte in den Strom stoßen, als Larinaga vorstieß.

„Ha!“ rief er, „was ist das? Ich sehe, daß seine rechte Hand nicht fest genug an den Stamm gebunden ist, und ich will nicht, daß er um sein Leben kämpfen muß. Nein, er soll wenigstens einen leichten Tod haben, und somit geht Naum, daß ich selbst den Strid strammer anziehe.“

So sprechend, bückte er sich zu mir nieder und schnitt mit einem kleinen, scharfen Messerchen das Band meiner rechten Hand durch.

„Hier, nehmen Sie,“ flüsterte er mir in's Ohr und drückte mir das Messerchen in die Hand, „aber um Ihr Leben rühren Sie für jetzt noch kein Glied. So jetzt!“ schrie er dann mit gewaltiger Stimme, um das Tosen des Stromes zu überdecken, „hinein mit ihm, und Dios te de, wie der Graucapitano sagte.“

Die Sekunde darauf schwamm ich im Wasser und mit gewaltiger Schnelligkeit trugen mich die Wellen dahin. Es flimmerte mir Alles vor den Augen und die Bände, mit denen ich an den Holzstamm festgeschnürt war, stauten mir das Blut in den Adern. Aber ich hielt ja das Messerchen in der Hand, und noch war ich keine tausend Schritte geschwommen, so hatte

ich sämtliche Bände durchschnitten. Jetzt circulierte mein Blut wieder frei in den Adern und ich fühlte mich fähig, nachzudenken. Aber Gott des Himmels und der Erde, in welcher Lage befand ich mich! Auf einem Baumstamm lag ich, der reißend schnell im Wasser dahin trieb, und es ward mir nicht schwer, mich auf demselben festzuhalten, weil man die Äste nicht glatt an ihm abgehauen hatte. Wie jedoch aus dem Strom herauskommen, ehe mich die Stromschnellen erfaßten und über das Riff in den Abgrund hinabstürzten?

Verzweiflung wollte mich erfassen, aber dennoch hielt ich die Augen offen. Zehn Minuten vergingen so, die gräßlichsten meines Lebens. Was jedoch in diesen zehn Minuten vorging des Näheren zu beschreiben, ist mir rein unmöglich, denn es schwebt mir Alles kaum noch dunkel vor dem Gedächtnis. Nur das weiß ich, daß ich auf einmal in der Ferne ein furchtbares Donnern hörte und daß mein Baumstamm mehrmals mit entsetzlicher Gewalt an hervorragenden Felsen aufstieß. Ich befand mich also jetzt in den Stromschnellen und mein Schicksal mußte sich schnellstens entscheiden. Da, ein neuer, furchtbarer Stoß an einer hervorragenden Steinmaße, und ich stürzte in's Wasser, während der Stamm unter mir fortstieß. Im selben Moment saß ich auf einer tolosalen Welle hoch hinauf auf einen breiten Felsen, und an diesen klammerte ich mich fest an. Nun vergingen mir die Sinne und erst beim Anbrechen des Tages erwachte ich wieder.

Das Erste war, daß ich, zum klaren Bewußtsein gekommen, meine Glieder redte, um zu fühlen, ob ich ohne Bein- und Armbruch davongekommen sei. Nur mit größter Mühe bewertstellte ich dieß, denn der Kampf mit den Felsen hatte mir am rechten Fuße eine tiefe Wunde gerissen und auch an anderen Stellen des Körpers war ich ziemlich verletzt. Aber die Fähigkeit des Bewegens war trotzdem vorhanden und ich richtete mich halb empor, um meine Lage zu überschauen. Der breite Felsen, auf dem ich mich befand, lag nicht in der Mitte der Strömung, sondern ziemlich abseits nach dem rechten Ufer zu, und somit tobten und brausten die Wasser besonders stark nur zu meiner Linken, während zu meiner Rechten verhältnismäßige Ruhe herrschte. Auch sah ich, daß die Steinmaße, auf welche mich die Vorsetzung geworfen, rechts unter dem Wasserspiegel eine Fortsetzung habe und mit anderen Felsen in Verbindung stehe, welche ganz nahe am Ufer aus dem gewaltigen Rosciero hervorrage. Daher kam es, daß die Strömung nach links hingewängt wurde, und ich durfte hoffen, in dem hier, wie schon gesagt, verhältnismäßig stillen Wasser meine Schwimmkraft erproben zu können. Sachte ließ ich mich also von meinem bisherigen Zufluchtsort in den kalten Strom hinab und breitete meine Arme aus, um längs der Felsen das Ufer zu erreichen. Es war ein schweres Stück Arbeit, ja, es ging fast über menschliche Kräfte, besonders über die eines erschöpften und dazuhin schwerverwundeten Mannes. Aber es gelang doch, und nach Verfluß von vielleicht zehn Minuten kroch ich auf allen Vieren die steilen Wände des Ufers empor.

Was soll ich nun noch weiter hinzuliegen? Die Sonne zeigte mir die Richtung, welche ich einzuschlagen hatte, um unser Lager zu erreichen, und bis gegen Mittag — so lange brauchte ich bei dem halbblinden Zustand meines rechten Fußes — hatte ich dieses vor mir. Als ich aber in den Bereich der ersten Schildwache kam, wurde es mir natürlich leicht, die nötige Hilfe zu requirieren, und einmal in meinem Quartier angelangt, konnte ich mir auch die nötige Pflege angeeignen lassen. Daraufhin gegen Abend begab ich mich in's Hauptquartier zu dem General Fernando, der meinethwegen in größter Sorge gewesen war — meine lange Abwesenheit aus dem Lager, von der er natürlich bald genug Kunde erhielt, hatte ihn befürchten lassen, ich sei in die Hände der Rebellen gefallen — und erzählte ihm meine Geschichte, über welche er sogleich an die Regierung Bericht erstattete.

Ein Jahr später war die Rebellion beendet und die Rebellen erhielten ihre gerechte Strafe. Der ritterliche Larinaga aber hatte schon vorher den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden und entging also dem Schicksal, auf dem der Teufel Sandfivo seine schwarze Seele aushauchte. Ich selbst wurde für meine geleisteten Dienste reichlich belohnt und beeilte mich, wieder unter civilisirte Menschen zu kommen, wo ich sicher sein durfte, keinem Sandfivo mehr zu begegnen.

Der Name „Fibel“.

Jean Paul erzählt von einem Vogelkeller, dessen älterer Sohn Rektor einer Schule war. Dieser schickte einmal seinen jüngeren Bruder Gotthelf zum Pfarrer, um ihm einen redenden Staar zu überbringen, bei welchem Anlaß von dem Bedürfnisse eines bessern ABC-Buches gesprochen wurde. Gotthelf verfolgte diesen Gedanken und ruhte nicht eher, als bis es ihm gelungen war, das nach ihm benannte, später sehr berühmte gewordenen sächsischen ABC-Buch im Druck ausgehen zu lassen. Der Name der Vogelkellerfamilie war aber „Fibel“ und somit das neue ABC-Buch von Fibel. — Die Geschichte der Elementarbücher kennt nun Gotthelf nicht etwa nur als erdichtete, sondern als historische Person, denn er gilt als der Verfasser der „Biedersteinschen Fibel“. Das Büchlein machte viel von sich reden, und so kam es, daß der Verfassers Name häufig für sein Werk genannt wurde. Auf diese Weise wurde der Eigenname zum Gattungsnamen, und heute denkt wohl Niemand mehr bei dem Worte „Fibel“ an den Sohn des Vogelhändlers, sondern nur an das elementare Lesebuch.

Neujahrsfeier in einer Negerkirche (Virginia).

(Büd S. 44.)

Auf dem Bilde S. 40 haben wir Reger bei der Arbeit gezeigt, hier in dieser Illustration belauschen wir sie bei einer religiösen Feierlichkeit, nämlich der Erwartung der letzten Stunde des alten Jahres und der Begrüßung des neuen in ihrem Zusammenkunftshause, eine Art Bethaal in Grafton bei Yorktown (Virginia). Diese Neujahrsfeier gehört zu den hervorragendsten religiösen Ceremonien der Schwarzen, und die Beteiligung hierbei ist eine große. Wenn das Neujahrsfest herannahet, zieht man von weitem durch Wald und über Feld, durch Dickicht und Schluch Reger — Mann, Weib und Kind dem Bethause zuwandern, zu Fuß auf Wägelchen mit Laternen, oder nur geleitet vom Mondschein. Man hört überall auf Weg und Steg das Gepolter, Gesänge, Gelächter und Gejauchze des stets erregten schwarzen Volkes. In Saal, wo sie zusammenkommen, ist nur schwach erleuchtet, er ist bald zum Erdrücken gefüllt und aus den dunklen Ecken leuchten freudige Augen und schimmern die weißen Haare ehrwürdiger Negerhäupter. Es herrscht jetzt noch Stille, und nun steigen die Ältesten und angesehensten Mitglieder der schwarzen Gemeinde auf die Tribüne. Sie beginnen eine Hymne anzustimmen und die lauter gekleideten Mädchen, Burleschen und Männer fallen ein. Der Älteste zieht die Uhr und verkündet die zwölfte Stunde. Nun nimmt ein wildes Treiben seinen Anfang. Alles ruft durcheinander, man schüttelt sich die Hände, wünscht sich Glück, betet überlaut, Kinder weinen, die jungen Leute machen Späß, Andere singen Hymnen, liegen auf den Knien, erschließen Vergebung für Sünden, geloben Besserung. Es wird mit den Händen geklopft, mit den Füßen geklopft, und dazwischen erhalten von der Rednerbühne Ermahnungen zur Ruhe, Predigten und Hymnen besonders inspirirte Mitglieder. So wird das alte Jahr beendet und das neue begonnen in der Negerkirche zu Grafton, und unsere Illustration gibt ein nach dem Leben gezeichnetes Bild von dem erglitzerten Treiben, das in diesem Bethaal der Schwarzen herrscht.

Blau.

Blau ist die Farbe des Himmels, Grün die der Natur. Blau bezeichnet das Göttlich-Geistige und die Idealität, Grün das Irdisch-Materielle und die Realität. Dieser Gegensatz hat sich gleichsam auch auf diese beiden Farben übertragen. In ihrer Verbindung liegt ein gewisser Widerspruch. So schön der Himmel in seinem Blau, so fast der Anblick der Pflanzenwelt durch ein blaues Glas. Und schauen wir in die uns umgebende Natur, so scheint es fast, als habe diese materielle Welt die Farbe des Himmels umgangen. An den Säugethieren kommt Blau gar nicht vor. Selbst Vögel und Schmetterlinge, die doch sonst eine große Farbenmannigfaltigkeit entwickeln, zeigen diese Farbe nur vereinzelt. Im Reich der Pflanzen ist es kaum anders. Mit den wenigen blauen Blumenarten aber, die vorkommen, hat sich fast durchweg eine schöne und gemüthvolle Auffassung verknüpft. Am hellen Bache, in dem sich der Himmel spiegelt, findet sich das blaue Bergkriemhild; im goldenen Aehrenfelde, das des Himmels Fruchttragen trägt, die blaue Cyane; auf hoher Alm, dem Geräusche der Welt entrückt und dem Himmel näher, der blaue Engian. Ein blaues Klammchen, versteckt in den Saaten, führt den bedeutungsvollen Namen Ehrenpreis, und ein anderes, verborgen im grünen Grafe, das Weizen, ist ein Symbol der Demuth. Die blauen Glockenblumen läuten des Schöpfers Ehre und ein blaues Blüthenfeld gleicht einem blauen Himmel auf Erden. — Erhebt sich aber das Auge über diese irdische Natur, so blickt es in die „ruhige Bläue“, die unermesslich sich ausdehnt. In die Atmosphäre reicht rein, dann erscheint der blaue Aether unergründlich wie die Gottheit selbst, und in dieser Erscheinung liegt für den Menschen eine sonderbare und fast unaussprechliche Wirkung. Dem gegenüber bleibt es eben für uns räthselhaft, daß dem gesammten Alterthume diese Erscheinung so fremd und gleichgültig ist. Die ganze alte Literatur hat für dieses Himmelsblau nicht einmal ein eigenes Wort; weder der Rigveda, noch Homer, noch die beiden Talmude. „Weiß und Schwarz und Roth und Gelb oder Grün werden als Himmelsfarben aufgezählt, aber Blau ist nicht darunter.“ 3. Mos. 12—14 gleicht „einer buntdschigen Musterkarte von Farben“, aber Blau fehlt. Während uns diese Bläue ein Ausdruck des Freundlichen und Mildten, ist sie den Alten, und nach ihnen selbst noch einem Goethe, wie keine eigenthümliche Farbenlehre und kein Gedicht: „Die Freuden“ bezeugen, ein Symbol der Kälte. Sagt doch ein indischer Dichter von einem regnerisch-fahlen Himmel, er sei düster wie die Nachtbläue; und die alten Ägypter stellten den finstern Nachthimmel in ihrer Hieroglyphenschrift Blau dar. Ganz vereinzelt tritt die Himmelsbläue als schon erst in griechischer und römischer Poesie hervor. Die ausgedehnten Untersuchungen von Hugo Magnus über den Farbeninn der Völker weisen nach, daß auch bei allen unkultivierten Völkern der Gegenwart der Sinn und die Empfänglichkeit für Blau äußerst mangelhaft ist. Fast gewinnt es den Anschein, als erwache die Sympathie für das himmlische Blau erst mit dem Gottesbewußtsein selbst.

Überall wurde der Himmel als Sitz göttlicher Wesen aufgefaßt. Demgemäß wurde Blau die Farbe alles Göttlichen überhaupt. Blau war der indische Indra und Krißna, blau der altägyptische Kneph, unmittelbar aus dem Himmel selbst geborene Gottheiten. Blau dachte man sich den feuchten Merkur, den indischen Wischnu und die griechische Athene, insofern man dieselben als Himmelskinder spendende Gottheiten auffaßte. Hier ist auch jener zahlreichen Götterbilder zu gedenken, die auf alten Bildwerken mit blauen Gesichtern, Händen und Füßen erscheinen, wie etwa Christus auf einem byzantinischen Gemälde. Unter den vier heiligen Farben des jüdischen Volkes war die (dunkel-) blaue Farbe die heiligste, denn sie bezeichnete den Ewigen als Bundesgott, als Urheber göttlicher Ordnung, als Herrn des Himmels. Deshalb wurden auch die heiligen Geräthe vorzugsweise in blauen Tüchern aufbewahrt und die Götterstatuen mit solchen verhüllt; deshalb sollten Priester und Laien, entsprechend den vier Himmelsgegenden, an den vier Ecken ihres Oberkleides blaue Quasten tragen, um durch deren Anblick stets an die Wohlthaten Gottes erinnert zu werden.

Stehen wir auf Bergeshöh', so erscheint die Erde gleichsam von der Himmelsblau umhüllt. Indem der Mensch die Erde als Gottheit personifizierte, wurde die Himmelsblau theils zum Hute der Götter, wie zum blauen Hute Vulkan, theils, und zwar viel häufiger, zum weisfarbigen blauen Mantel. Götter mit blauen Mänteln begegneten uns im Oriente wie im Occidente, bei Germanen wie Slaven. Der alttrüffische Gott Pagoda trug blauen Mantel und blaue Flügel und einen Kranz von blauen Blumen. Die Germanen dachten sich ihre Hauptgottheit Wotan, insbesondere aber ihre höchste Göttin, die liebliche Holda, in einem weiten blauen Gewande. Das Christenthum vermochte jene heidnische Anschauung nicht ganz aufzugeben. Maria, die Himmelskönigin, welche so recht an Stelle der Holda oder Freya trat, wird bis zum heutigen Tage vorzugsweise in einem blauen Gewande dargestellt. Die Seelen der Menschen ließ man aus des Himmels blauem Schooße geboren werden.

Aus vorbemerkter Anschauung entsprang dann weiter und naturgemäß die Anwendung der blauen Farbe als Trauerfarbe. Den Himmel faßen wir ganz allgemein als einen Ort, richtiger als einen Zustand ungestörter Friedens auf. Dem Vernünftigen ist der Tod die Rückkehr der Seele in diesen Zustand, wonach der Tod keine finstere, sondern eine ruhig-heitere Seite hat. In diesem Sinne wurde Blau die Farbe der Trauer, d. h. die Farbe des himmlischen Friedens, die Farbe der Hoffnung auf ein ewiges Leben, die den Sterbenden erfüllen soll. Je weiter wir in der Zeit zurückgehen und je mehr wir uns einer ungetrübten Naturanschauung der Völker nähern, desto mehr tritt thatächlich die blaue Farbe als Trauerfarbe in diesem Sinne hervor; bei älteren und jüngeren Kulturvölkern, bei den Indianern Amerikas und den Wilden Afrikas und den Naturvölkern Asiens, insbesondere bei den Chinesen. In diesem Sinne war Blau auch Trauerfarbe der alttrüffischen Kirche. Unser Schwarz ist als solche wenig tröstlich, indem es gleichsam nur auf die Nacht- und Schattenseite des Grabes weist. In diesem hoffnungsfreudigen Sinne ist Blau auch die Trauerfarbe der Freimaurer: blaue Schleifen an goldenen Stäben, blaues Bahrtuch mit goldenen Sternen! So auch die Sterne auf dem blauen Mantel, den Chinas Kaiser trägt am Frühlingsbaderfeste, dem Auferstehungsfeste der Natur; so die Sterne auf dem blauen Mantel der Königin der Nacht; so die Sterne auf dem blauen Gewölbe alttrüffischer und selbst neuerer Gotteshäuser. Das romantische Mittelalter dachte sich ganz allgemein die Decke des heiligen Gratespels von blauem Saphir. Dieser schöne blaue Stein diente überhaupt bald zur Bezeichnung des über dem Aether prangenden Thrones Gottes, bald zur Darstellung der zu Jehovas Füßen sich ausdehnenden Bläue des Himmels. Er kannte Trug und Leid, sicherte Frieden und Eintracht und erzeugte wahre Frömmigkeit. Die Lehre Buddhas sagt schon, daß er die Verführung der Gottheit weide. Ueberall derselbe Grundgedanke!

Es war natürlich, daß die blaue Farbe vielfach auch auf die Priester verschiedener Religionen überging. Blau kleideten sich dieselben allgemein an den Festen blau gedachter Gottheiten. Blau herrschte in den Gewändern der jüdischen Priester vor. In blaue Mäntel hüllten sich die persischen Sophis, um anzudeuten, daß sie sich mit himmlischen Dingen beschäftigten. Blau war weiterverbreitet alttrüffischer Priesterfarbe. Nach byzantinischem Ritus ist Oberkleid und Kalpat bis zur Gegenwart blau. Als Farbe guter Götter mußte Blau in weiterem Verlaufe die Farbe froher Feste werden. Palmsonntag und Osterdinstag, die beiden Tage, welche Anfang und Ende des großen Opfers und Auferstehungsfestes bezeichnen, nannte die Kirche selbst ehemals geradezu die blauen Feiertage. Hiemit ist die ursprüngliche Bedeutung des allbekannten blauen Montags in Verbindung zu bringen. Früher war der Fastenachtsmontag, nicht der Dinstag, der große Scherz- und Jubeltag. „Blauen Montag machen“ hieß: noch einmal recht herzlich lustig sein.

Aber nicht nur im blauen Montag, sondern auch in anderer Beziehung erhielt Blau im Laufe der Zeit einen üblen Sinn. Als einstige heidnische Götterfarbe wurde sie theilweise auf den christlichen Teufel, als einstige Farbe der Wahrheit auf die Lüge angewendet. Wir bezeichnen Lügen als blauen Dunst und als blaue Enten, der Franzose als blaue Märchen. Ist die Lüge recht plump, so rufen wir: „O, wie blau!“ Hierher gehören die Redensarten: „Das Blaue vom Himmel lügen, schimpfen, fluchen“; „in's Blaue hinein reden und schreien“. Irr- oder Truglichter sind blau. Dem entsprechend erscheinen böse Geister mit blauen Flämmchen oder in Gestalt solcher.

„Flugs sah'n, mit ungeheuren Rachen
Voll blauer Flammen, sieben Drachen.“

Nach slavischem und norddeutschem Volksglauben dagegen bringt der durch die Lüfte ziehende blaue Drache (d. i. der Blik, ein Gewitter) Glück und Fruchtbarkeit. Eine Person, welche ihre Sache nicht oder nur oberflächlich versteht, wird als Blaukrumpf bezeichnet. In verschiedenen Gegenden nennt man ein leichsinniges Weib ein blaues Donnermaul. In seinem „Lied vom Gneisenau“ bezeichnet Arnolt tödtliche Kugeln als blaue Bohnen. Mancher möchte einen Andern, der ihn beleidigt oder geschädigt hat, blauen oder blau anlaufen lassen.

Als göttlich-himmliche Farbe wurde Blau zugleich symbolischer Ausdruck einer Reihe göttlicher Eigenschaften. — Es kennzeichnete ungemein oft die Stätten, an denen unsere Altvordern Recht sprachen. Große Steine und hohe Säulen, als Merkzeichen solcher Plätze, waren blau angestrichen, wie der berühmte blaue Stein zu Köln am Rhein. Wie man den Anker, das Symbol der Hoffnung, gern als blauen Anker bezeichnet, so das Schwert, das Symbol des Rechts, als blauen Stahl. — Als Farbe der Treue und Beständigkeit, der Liebe und Gemüthsstärke tritt Blau überall in mannigfaltiger Gestalt schon seit dem Mittelalter hervor. Hierher gehört insbesondere die sinnige Symbolik verschiedener blauer Blumen, wie sie im Volksbewußtsein tief Wurzel geschlagen. Das Vergißmichnicht, mit seiner blauen Blüte und dem gelben Strahlenkranz in der Mitte, ein Abbild des Himmels und der Sonne, gehörte zu den in altheidnischen Sagen erwähnten blauen Wunderblumen, mit deren Hilfe man Schätze heben konnte. Später wurde es zunehmend das Sinnbild der Erinnerung treuer Freundschaft.

In den Preisrängen der Meisterfinger fehlte das Blau der Kornblumen oder Beilschen nie.

Und wie Blau die Lieblingsfarbe der mittelalterlichen Sänger war, so haben unsere tüchtigen akademischen Gesangsvereine noch jetzt fast durchweg blaue Abzeichen.

Hier verdienen die blauen Augen der Erwähnung, deren Tiefe

und feistlicher Ausdruck dann wieder gern verglichen wird mit der geheimnißvollen Bläue des Himmels über uns und mit der blauen Flut des Meeres unter uns. Es ist doch wahrlich nicht gleichgültig, daß bei dem „deutschen“ Volke „Gemüthsstärke und blaue Augen“ schon von den Römern besonders betont wurden!

In welcher herrlicher Weise ist dann die tiefe blaue See mit dem geheimnißvollen blauen Auge verglichen worden!

In natürlicher Weise wurde Blau auch die symbolische Farbe göttlicher Segensfülle. Wenn in irgend einem Staate der Regent als Stellvertreter Gottes auf Erden gilt, so in China, das sich selbst „das himmlische Reich“ und seinen Kaiser „Sohn des Himmels“ nennt. Bei Gelegenheit des größten Nationalfestes, an welchem der Kaiser selbst den Pfug ergreift, um auf dem berühmten Kaiserfelde die erste fruchtbringende Furche zu ziehen, ist er nach alter Sitte, die schon im ältesten Gesetzbuche, dem Schi-fing, erwähnt wird, in einen weiten blauen Mantel gekleidet. Der Kaiser stellt bei dieser Gelegenheit die Gottheit, der Mantel den Himmel dar. Die Gottheit selbst bestell gleichsam das Feld, der Himmel hat sich segensreich auf das Land herabgelassen, Himmel und Erde sich vermählt. Solcher Anschauung entspricht es, wenn nach altem Volksglauben viel Blau im Felde auf Fruchtbarkeit und Segen weist. Obgleich viele Kornblumen die Saat beeinträchtigen, freut sich doch selbst der Landmann derselben. „Viel Kornblumblau, viel Segen!“ Deshalb soll man dieselben auch in den Kränzen der Erntefeste nicht vermissen.

In einigen Gegenden führen die Kornblumen den im ersten Augenblick bestemmenden Namen Ziegenböde, Ziegenbein. Aber derselbe erklärt sich sofort aus uralter Anschauung des deutschen Volkes. Wotan, den man selbst blau dachte, war der Gott der Fruchtbarkeit und der Vord sein Thier. Der Vord wurde für die Gottheit selbst gehalten; er wurde zum Korngeist, den man sich segensbringend durch die Felder ziehend dachte, weshalb überall bei unseren Vorfahren vom Korn- oder Roggenbode und von der Habergais die Rede ist. Den guten Feldgeist konnte man sich aber eben als göttlichen nicht anders als blau denken. An Stelle der Kornblume tritt häufig mit gleicher Bedeutung der blaue Feldrittersporn. Beide blaue Blumen aber warf man vormals als Glücksblumen in die heiligen Johannisfeuer. — Als Farbe des Glückes wurde Blau auf menschliche Verhältnisse übertragen. Braut und Bräutigam kleideten sich ehemals mit Vorliebe blau.

Weiterverbreitet war es und ist es theilweise noch Sitte, das Brautbett blau anzustreichen. Schon die alten Kelten und Germanen benutzten den Färbemaid zur Blaubemalung des Körpers, und der deutsche Bauer trug dann Jahrhunderte hindurch fast ausschließlich einen langen blauen Leinwand Kittel oder Leinwand, den erst verhältnismäßig junge Einflüsse verdrängt haben. Goethe, der den Brauch nur auf das Praktische zurückführt, indem er sagt: „So sieht man die Deutschen viel in Blau gehen, weil es eine dauerhafte Farbe ist,“ faßt die Sache viel zu oberflächlich auf.

Im Anschluß an all' diese Anschauungen mußte Blau aber auch die Farbe alles Dessen überhaupt werden, was vom Himmel kam oder mit ihm in irgendwelcher Verbindung stand. Vielfach wird der Blik als blau bezeichnet. Wer ihn beobachtet, wird bemerken, daß ein bläulicher Schein ihm voraneilt und ihn umsäumt. Dieß ist das in Sagen und Mythen vielerwähnte Donnerblau. Der Blik wird wiederholt der blaue Gidel genannt. Der Gidel ist der Hahn, der Hahn ein Symbol der Fruchtbarkeit. So erklärt sich das Sprüchwort: „Der blaue Gidel bringt Glück“, d. h. ein rechtzeitiges Gewitter gibt eine gute Ernte. Die in's Volksbewußtsein tief eingedrungene Auffassung der blauen Farbe als der göttlich-himmlichen führte sogar dahin, weitere Lichterscheinungen des Himmels, wie Sterne und Engel, blau zu denken.

Nach ein neuerer Dichter, Heine, spricht mit Vorliebe von „blauen“ Sternen. Auch sei erinnert an die weitverbreiteten und häufigen Benennungen alter Gasthäuser: zum blauen Stern, blauen Engel, blauen Anker, blauen Thor. In früherer Zeit, da die Gasthäuser dem Wanderer sein Heim in ganz anderer Weise zu erziehen hatten als jetzt, sollten ihm diese blauen Zeichen gleichsam sagen, daß er hier unter göttlichem Schutze stehe. Vielfach hat die Gegenwart an Stelle des altherwürdigen „Blau“ das prahlende „Goldene“ gesetzt. — Nach Alledem muß es nicht nur natürlich, sondern geradezu notwendig erscheinen, daß Blau auch die symbolische Farbe des geistigen Lichtes, der Weisheit und Erkenntnis, der Gott entflammenden Wahrheit wurde.

(Aus: „Farbenspiegel“ von Johannes Blochwitz. Leipzig. Bernhard Schöde.)

Alte Sitte.

In dem nahe bei Papenburg, Provinz Brandenburg, gelegenen Dorfe Lutzdorf hat sich bis auf den heutigen Tag die Sitte fortgeerbt, daß am ersten Sonntage im Mai die jungen Mädchen im Dorfe sich vereinigen und in corpore in diejenigen Häuser treten, wo sich eine junge Frau befindet, die sich im Laufe des Jahres verheiratet hat. Nachdem die Mädchen sich, einen Grünschnitt in der Hand haltend, in zwei Reihen aufgestellt, macht eines derselben die Honneurs und erkundigt sich dabei nach dem Befinden der jungen Frau. Diese stellt sich hierauf vor, dankt für die ihr erwiesene Ehre und schreitet sodann durch das von den Mädchen gebildete Spalier. Hier wird ihr von einer Jeden mit den vorhin erwähnten Zweigen ein sanfter Schlag versetzt, gleichsam als Strafe dafür, daß sie ihnen untreu geworden ist. Nach Beendigung dieser Ceremonie verabreicht die junge Frau der Führerin ein Geldgeschenk, worauf die Mädchen abziehen und diesen Vorgang so oft wiederholen, als sich junge Frauen von der erwähnten Eigenschaft im Orte befinden. Selbstredend muß das so erworbene Geld auch wieder in möglichst angenehmer Weise verausgabt werden, und so laden denn die Mädchen an einem von ihnen festgesetzten Tage die erwachsene männliche Jugend zu einem Tanze ein. Die Kosten dieses Vergnügens, einschließlich der gemachten Beche, werden von den Mädchen bestritten. Dafür haben diese sich aber das Recht reserviert, die Herren zum Tanze engagieren zu dürfen, wovon sie denn auch den weitgehendsten Gebrauch machen.

Fluchbeladen.

Roman nach Emile Michébourg

von

Emile Vacano.

Mit Autorrecht für die deutsche Sprache.

(Fortsetzung.)

8.

Im Monat Juni steht man auf dem Lande zeitlich auf. Die Sonne selber ist schon vor vier Uhr sichtbar. Vorzüglich die Schnitter sind früh bei der Arbeit, denn sie genießen gern die Kühle, da das Gras viel weicher und schnittleichter ist, so lang es noch vom Thau schwer ist.

Die ersten Schnitter, welche auf den Hof kamen, brachten schon die Nachricht von dem Verbrechen, welches in der Nacht ganz in der Nähe von Seuilon, auf der Straße nach Frémicourt begangen worden war. Sie erzählten, wie man den Bürgermeister benachrichtigt hatte, wie derselbe mit mehreren Männern den Leichnam aufgefunden habe; wie man dann denselben nach Frémicourt gebracht und in dem Bürgermeisteramte niedergelegt habe, und wie man jetzt die Ankunft der Polizei und der Gendarmen erwarte.

„Das ist entsetzlich! Das ist schrecklich!“ schrien die zwei Mägde, ganz außer sich vor Angst.

Lucile, welche in der Nacht hatte kein Auge zuthun können, da sie immer und immer wieder von allen möglichen bangen Ahnungen bestürmt worden war, Lucile hörte den Ton der Stimmen und das Geschrei drunten, sprang aus dem Bette, warf ein Hauskleid über, öffnete ein wenig die Thüre ihrer Stube und horchte.

„Und weiß man, wer das Verbrechen begangen hat?“ fragte einer der Knechte. — „Noch nicht. Der Thäter hat natürlich seine That nicht auf den Gassen von Frémicourt ausgeführt. Aber es wird ihm nichts helfen, dem Räuber, wenn er sich auch noch so gut versteckt. Die Gendarmerie wird ihn schon zu finden wissen!“ — „Kennt man das Opfer?“ — „Nein. Es scheint, daß es ein Fremder ist.“ — „So! . . . Womit hat man ihn denn umgebracht?“ — „Man glaubt, er sei erschossen worden. Mit einem Flinten- oder einem Pistolenkugeln.“ — „Um ihn auszurauben?“ — „Natürlich. Man bringt doch nicht einen Menschen aus bloßer Passion um.“ — „War er jung?“ — „Ganz jung, wie man sagt. Höchstens Zwanzig.“ — „Ach der arme junge Mensch!“ rief eine der Mägde.

Und die Ausrufungen und das Geschrei gingen von Neuem an. Man hörte nichts als Flüche und Verwünschungen gegen den Mörder.

Lucile stieß einen durchdringenden Schrei aus und fiel ihrer ganzen Länge nach, wie vom Blitze getroffen, zu Boden.

Rouvenat, welcher ebenfalls mit gespannter Aufmerksamkeit auf das, was man sagte, lauschte, hörte den Schrei Lucile's und fast in demselben Momente das Geräusch ihres Falles. Er stürzte aus der Stube seines Herrn und lief dem jungen Mädchen zu Hilfe, das er betäubt fand. Er nahm sie auf, trug sie auf das Lager und suchte sie mit zartester Sorgfalt wieder zu sich zu bringen.

Während dieser Zeit hatten die Schnitter und die Diensthöten die ebenerdige Halle verlassen und sich theils auf die Wiesen, theils in die Stallungen begeben.

Lucile kam langsam wieder zu sich. Vielleicht aus Furcht vor den Fragen, die das junge Mädchen an ihn stellen könnte, entfernte sich nun Rouvenat rasch und stieg die Treppe hinauf.

Das Erste, was er hier erblickte, war die Pforte, deren Moller sich zur Ausführung des Verbrechens bedient hatte. Er beeilte sich, dieselbe an den Platz zu hängen, den sie gestern am Kaminmantel eingenommen hatte. Dann schritt er, die Hände in den Taschen, ruhig, mit dem befriedigten Aussehen eines Menschen, welcher eben sein Lager verlassen und einen guten Schlaf gehabt hat, aus dem Haus. Er ging durch den Hof und trat in die Stallungen und inspizierte dieselben wie gewöhnlich.

Unterdessen war Lucile wieder zu sich gekommen. Querschaute sie erstaunt um sich, dann kam ihr jählings die Erinnerung wieder. Sie erblickte die schreckliche Wahrheit vor sich, die Unerbittliche, gleich einem häßlichen Gespenste. Sie fühlte sich wie gebrochen unter dem entsetzlichen Schlage. Auf ihrem leichenhaft weißen Antlitze spiegelten sich zugleich Schmerz, Verzweiflung, Zorn und Abscheu. Ihre Augen blieben trocken, aber es war ein schauerliches Licht in ihnen, das Funken zu sprühen schien.

Sie stürzte in die Mitte ihrer Stube und ließ das dumpfe Röcheln einer gereizten Tigerin hören. Mit einer fieberhaften Bewegung warf sie die langen Wellen ihres gelösten Haars auf die Schultern zurück und drückte wiederholt die Hände frampfhaft an die Stirne.

Zulezt, gleichsam einen jähen Entschluß fassend, nahm sie ein schwarzes Wollkleid, einen kurzen schwarzen Mantel aus dem Schrank und kleidete sich mit Hast an.

Eben hatte sie ihren Anzug beendet, als sich die Thüre ihres Zimmers öffnete.

Sich umwendend, erblickte sie ihren Vater.

Sie sah nicht seine eingesunkenen Augen, seine Stirn, die über eine einzige Nacht gesuchet worden war, sein verflüchtigtes Gesicht: sie dachte nur an das Verbrechen.



Die Neujahrsfeier in einer Negerkirche bei Portsmouth (Virginia). Originalzeichnung. (S. 42.)

Die alte neue Geschichte.
In Bild und Reim von Karl Koch.



Das ist der Landmann all' sein Stroh,
Dat 's Geld im Sack, schickt nun froh
Knecht nebst Gespann nach Hause.



In einem Schanklokal gemütlich
Er selber aber thut sich göttlich
An Brauntwein und an Würsten.



Ein and'rer Gast voll Freundlichkeit
Setzt sich zu ihm, nach kurzer Zeit
Stoßt dieser an mit jenem.



„Mein Lieber, was, wir zieh'n noch weiter?“
Spricht der Gejellige und heiter
Folgt ihm das Bäuerlein.



Bald laßt in einer andern Schenke
Die durstigen Gaumen frisch Getränke,
Das Auge Kummelblättchen.



Der Bauer wie im Fieber spielt
Nach seinem Führer, der schon spielt;
Nicht länger widersteht er.



Natürlich läßt im Anfang man
Den Simpel stets Fortune han,
Er, dieß ist ihm plätschlich.



Doch bleibt das Spiel nicht so ergötlich,
Den Rücken wendet 's Glück ihm plötzlich,
Nun lamentiert und lärmt er.



Der Wirth, den dieß Getöse hört,
Schreit zornig: „Raus, gleich hurtig scheert
Ihr euch zum Teufel alle!“



Noch vor der Thür brüllt ängstlich: „Diebe!“
Der Bauer, oh, nun gibt es Hiebe,
Kräftig und hageldichte.



Da naht ein Reiter, flugs verschwinden
Die Bauernjäger in den Winden,
Nur er bleibt auf dem Plage.



Sein'n Jammer klagt dem Schuhmann nun
Das gänzlich kahl gerupfte Huhn,
Der hört's und zuckt die Achseln.

Ihre Augen erglühten und schossen Blitze. Den Leib zurückgeengt, den Arm nach ihrem Vater ausgestreckt, schrie sie ihm mit heiserer Stimme entgegen: „Mörder!“ Mellier war nicht gefasst gewesen auf diesen erbarmungslosen Schrei der Wuth und wankte, als habe ihn ein Schlag in's Herz getroffen. Aber bald kam wieder seine alte, unbezwingliche Energie über ihn und er rief: „Unglückliches Geschöpf!“

Lucile änderte ihre Stellung nicht, sondern fuhr fort, mit erneuerter Heftigkeit zu rufen: „Mörder! Mörder! Mörder!“ — „Elende!“ brüllte Mellier außer sich. „Dieser Mensch war Dein Verführer! Dieser Feigling! ... Er hatte mich entehrt, ich habe mich gerächt!“ — „Ja, ja, er war mein Geliebter.“ — „Schamloses Geschöpf! Und das wagst Du vor mir einzugehen?“ — „Ich liebte ihn!“ schrie Lucile. — „Einen Schwindler!“ — „Ich liebte ihn!“ — „Einen Landstreicher!“ — „Ich liebte ihn! Ich liebte ihn! Ich liebte ihn!“ — „O die Nichtswürdige!“ rief Mellier dumpf. „Sie ist so tief gesunken, daß sie sich ihrer Schande noch rühmt!“ — „Jacques Mellier!“ fuhr das junge Mädchen wie außer sich fort, indem sie auf ihn zuschritt. „Ihre Rache ist nicht vollständig ... Ich bin auch schuldig! So kühlen Sie doch Ihre Wuth!“ — „O, reize mich nicht! reize mich nicht!“ — „Nun, so tödten Sie mich, tödten Sie mich, aber so tödten Sie mich doch!“

Der Landwirth stürzte auf einen Stuhl los, den er über dem Haupte seiner Tochter schwang!

Pierre Rouvenat, der, von Angst getrieben, soeben in Lucile's Zimmer getreten war, gelang es mit knapper Noth, ihn zurückzureißen und seinen Arm aufzuhalten.

„Du hast Recht“, sagte Mellier kalt, indem er einen Blick der Verachtung auf seine Tochter warf. „Diese Dirne ist wahnsinnig!“ — „Ja wohl bin ich wahnsinnig!“ wiederholte Lucile. „Wahnsinnig vor Schmerz, toll vor Verzweiflung!“ — „Jacques!“ flehte die Stimme des alten Dieners. „Sei nicht so hart gegen sie, sie ist Dein Kind.“ — „Diese Nichtswürdige ist mir gar nichts mehr.“ — „Jacques, Jacques!“ beharrte Rouvenat, „willst Du nach dieser entsetzlichen Nacht noch unbarmherzig sein? Solltest Du nicht lieber vergeben?“

Mellier erbehte, und einen Augenblick hindurch schwankte seine Seele zwischen zwei entgegengesetzten Gefühlen. Zuletzt wandte er sich an seine Tochter:

„Um des Andenkens an Deine Mutter willen, die eine brave und würdige Frau gewesen ist, will ich Mitleid haben mit Dir ... Ich verzeihe Dir nicht, aber ich erlaube Dir, in diesem Hause zu bleiben.“ — „Sie, Sie wollen Mitleid haben!“ entgegnete sie bitter und höhniisch. „O, Ihr Herz kennt dieses Gefühl nicht! Und verlange ich denn etwas von Ihnen? Mitleid mit mir! Aber selbst wenn Sie das fühlen könnten, ich würde es nicht wollen, ich würde es verschmähen ...“

Der Landwirth wandte sich an Rouvenat.

„Du hast sie gehört“, sagte er düster. „Sie ist nicht nur eine Verirrte, sie ist eine schamlose Dirne.“ — „O!“ fuhr Lucile mit erstarrter Stimme fort, „Sie glauben also sehr edel zu sein, wenn Sie mir das Leben lassen, nachdem Sie mir mein ganzes Glück zerstört, nachdem Sie ihn ermordet haben ... Sie nennen das Mitleid haben! Ich, ich finde Sie grausamer als den Löwen, den Tiger, als jedes wilde Thier! Ha! Als ob ich noch leben möchte! Wo zu denn? Um immer zu seufzen, um zu weinen, um meine Existenz zu verfluchen vielleicht? Sie hatten mein Geheimniß entdeckt, Sie wußten mich schuldig; ich hatte Sie betrogen, beleidigt, es ist wahr, und Sie hatten das Recht, Rechenschaft zu fordern von mir über meine Auf-führung. Sie wußten mich befragen, und ich hätte Ihnen Alles gesagt. O, Ihr Zorn wäre schrecklich gewesen, ich weiß es; aber Sie sind mein Vater, Sie haben das Recht, mich zu strafen. Ich würde jede Strafe ohne Klage ertragen haben. Aber das haben Sie nicht gethan. In Ihrer heillosen Grausamkeit haben Sie es vorgezogen, im Dunkeln, feige, meuchlings zu treffen ... Sie haben die abscheulichste Art der Rache gewählt: das gemeine Verbrechen! ... O, Sie hatten Recht, als Sie mich soeben eine Verlorene nannten; ja, ja, ich bin verloren, gänzlich verloren! Ich habe keine Zukunft mehr und keine Hoffnung, nichts mehr zu wünschen und nichts mehr zu ersehnen, nichts als den Tod! — Und doch hätte ich so glücklich werden können ... so glücklich! Er liebte mich, er wäre Ihr Sohn geworden.“ — „Dieser Elende, der Dich betrog!“ — „Das ist eine Lüge!“ — „Niemand kennt ihn, er verschwieg seinen Namen.“ — „Er verschwieg ihn nicht, er kannte ihn selber nicht, war aber auf dem Punkte, ihn zu entdecken. Er war im Begriffe, abzureisen, voll Hoffnung und Vertrauen. Bald wäre er mit einem Namen, einer Familie, vielleicht einem Vermögen zurückgekommen, um Sie um meine Hand zu bitten.“ — „Lüge, Lüge!“ — „Nein, Wahrheit! Der Unglückliche konnte nicht ahnen, daß Sie ihn am Wege aufauerten, um ihn zu ermorden.“

Mit diesen Worten brach sie in Schluchzen aus.

„Ich will nicht, daß Du weinst!“ sagte ihr der Landwirth rauh. „Deine Thränen sind eine neue Beleidigung für mich.“

Sie richtete sich auf's Neue mit funkelnden Augen auf, in voller Entrüstung.

„Mir verbieten wollen zu weinen! Aber reißen Sie mir doch das Herz aus der Brust! ... Sie werden nimmer, nimmer wieder trocken, meine Thränen ... Ich bin

fortan dazu verdammt, zu weinen — zu weinen um den Vater meines Kindes! ...“

Diese unerwartete Erklärung war ein neuer Blütschlag für Jacques Mellier, welcher noch nicht die ganze Ausdehnung des Unglücks seiner Tochter kannte. Er stieß ein Wuthgebrüll aus und stürzte mit zitternden Lippen, zornbeugend, mit erhobener Faust auf sie los.

Wieder hielt ihn Rouvenat ab, indem er sich zwischen Beide warf.

Lucile hatte keine Bewegung gemacht, um sich dem drohenden Schläge zu entziehen. Ihre Ruhe, schrecklicher noch als ihr Zorn, schien den Sturm herauszufordern.

„Pierre!“ stöhnte der Landwirth. „Ich habe kein Kind mehr!“ Dann wandte er sich gegen sie. „Elende! Du hast wohl daran gethan, mein Mitleid zurückzuweisen! Fort mit Dir! Ich fühle keins mehr ... Ich verlasse Dich, ich verleugne Dich, ich jage Dich fort! Weg mit Dir, weg mit Dir! Und nimm auf Deinen Weg meinen Fluch, ich verfluche Dich! ...“

Und mit einer drohenden Geberde wies er ihr die Thür. „Aber das ist ja unmöglich!“ rief der alte Diener in Verzweiflung. „Du darfst Dein Kind nicht fortjagen, ich widersehe mich!“

„Schweig!“ fuhr der Landwirth fort. „Ich will sie nicht mehr sehen. Sie soll fortgehen, ich habe sie verflucht ... Sie verberge ihre Schmach, wo sie will!“

Lucile schritt festen Schrittes nach der Thür.

Rouvenat wollte sie zurückhalten.

„Nein, nein“, sagte sie, „ich bleibe keine Minute länger in diesem Hause.“ — „Aber unglückliches Kind“, rief der alte Diener weinend, „wo wollen Sie denn hin?“ — „Ich weiß nicht.“ — „O nein, Sie sollen nicht fort ... Jacques, um des Himmels willen, halte sie zurück!“

Mellier regte sich nicht und blieb stumm. „Mein guter Pierre“, fuhr das junge Mädchen fort, „versuchen Sie es nicht, mich zurückzuhalten; es ist vergebens, ich will fort. Ich bin ja verstoßen, ich bin ja verflucht! ... Vergessen Sie mich nicht, Pierre, denken Sie manchmal an die unglückliche Lucile!“

Damit stürzte sie aus der Stube und eilte die Treppe hinab.

Rouvenat wollte ihr nachlaufen.

„Bleibe!“ befahl ihm sein Herr streng.

Der alte Diener senkte das Haupt.

Das junge Mädchen verließ das Haus durch die kleine Thür, durchschritt den Garten, schlug einen Weg zwischen zwei Sträuchern ein und war bald außerhalb dem Bereiche des Hofes.

Pierre war bei dem Landwirth geblieben, indem er wiederholte: „Rufe sie zurück, folge ihr!“ — Aber das Wort, welches er erwartete, wurde nicht gesprochen.

„Jacques, Du bist krank, Du leidest“, sagte Rouvenat. — „Krank, nein. Aber ich weiß nicht, was ich empfinde: der Kopf glüht mir, die Glieder sind mir wie zerschlagen, und dann, da, in meiner Brust, ist etwas, was mich zerreißt, verjagt. Mein Blick verwirrt sich und ich sehe, ich sehe ... Blut! ...“ — „Ist das das Gewissen?“ murmelte Pierre Rouvenat.

Es war aber nur ein Augenblick der Schwäche, dem der Landwirth Trost bot. Er kehrte in sein Zimmer zurück, wohin Pierre ihm folgte.

Er setzte sich an seinen Schreibtisch und öffnete die Tischlade, aus welcher er zwei geladene Pistolen nahm, die er vor sich hinlegte.

„Was willst Du damit machen?“ fragte ihn Rouvenat erschrocken.

Mellier lächelte wild.

„Ich erwarte die Gendarmen. Glaubst Du denn, ich werde mich fortführen lassen wie einen Räuber, wie einen gemeinen Mörder? Ich habe Dir's gesagt: das Gericht bin ich! Die Polizei mag kommen, ich erwarte sie; ich werde ihnen meinen Leichnam vor die Füße werfen!“

Pierre erklärte einen Schrei.

„Aber man weiß nichts!“ rief er. „Niemand klagt Dich an, man hat nicht einmal einen Verdacht auf Dich.“

Der Landwirth lachte schrecklich auf.

„Die Elende, die ich fortgeschickt habe, wird mich anzeigen.“ — „Jacques!“ rief Rouvenat schauernd. „Was Du da gesagt hast, ist ungeheuerlich!“

Mellier zuckte die Achsel. „Sie thäte ganz recht!“ sagte er mit hohler Stimme. „Ich habe ihren Liebhaber umgebracht und sie rächt sich!“ — „Jacques!“ zürnte der brave Alte, indem er sich mit herrlicher Kühnheit aufrechtete. „Das ist zu viel, das ist zu viel! ... Du hast mit Deiner Tochter weniger Mitleid gehabt als mit einem Hunde; Du hast sie verstoßen, Du hast sie verflucht, und jetzt beschimpfst Du sie! ... Ich wußte, daß Du jähzornig, bestig, reizbar seist bis zur Raserei, bis zur Wuth, aber Du bist es bis zur Brutalität ... Trotz meiner Ergebenheit, trotz meiner Zuneigung habe ich heute Ursache, Dich hassenswerth zu finden!“

Die Flamme in dem Auge des Landwirths erlosch plötzlich. Die Flamme hatte ihn Rouvenat besiegt. Er ließ das Haupt in seine Hände sinken.

9.

Rouvenat verließ die Stube und stieg in die große Halle hinab.

Fast zu gleicher Zeit öffnete sich die Thür derselben und der Wolfstödter trat in das Haus.

Der gute Mann schien ganz erschöpft.

„Guten Morgen, Herr Pierre“, sagte er, indem er den Hut abnahm. „Wie geht es Ihnen heute?“ — „Sehr gut, Freund Jean Renaud, sehr gut; wie einem Menschen, der sich auf einen schönen, sonnigen Tag für's Heumachen vorbereitet.“ — „Aber heiß wird's werden, Herr Pierre!“ — „Und was bringt Sie schon so zeitlich hieher, Jean Renaud?“ — „Ich war schon in Frémicourt, wo ich etwas zu bestellen hatte, und im Rückwege habe ich den Weg über den Hof genommen, weil ich's schon so gewohnt bin.“ — „Das ist brav von Ihnen, lieber Renaud, daß Sie auf Ihre Freunde nicht vergessen!“ — „Wenn ich einen Fehler habe, Herr Pierre, so ist's sicher nicht der Undank.“ — „Das ist wahr. Wollen Sie einen Tropfen trinken?“ — „Nein, ich danke; es ist noch zu früh. Ich werde lieber nichts nehmen.“ — „Was hört man Gutes in Frémicourt?“ — „Gar nichts, Herr Pierre, im Gegentheil.“

Rouvenat konnte ein Zittern nicht unterdrücken.

„Wie im Gegentheil? Was wollen Sie damit sagen?“ machte er, indem er den Erstaunten spielte. — „Sie wissen es also noch nicht? ...“ — „Was denn?“ — „Die Gemeinde ist in großer Aufregung.“ — „Was ist denn geschehen?“ — „O, ein großes Unglück!“ — „Ein Brand?“ — „O, noch viel schrecklicher.“ — „Sie erschrecken mich, Jean Renaud.“ — „Es ist aber auch fürchterlich, Herr Pierre.“ — „Aber was ist denn eigentlich geschehen?“ — „Ein Verbrechen, Herr Pierre.“ — „Ein Verbrechen?“ — „Ein abscheuliches Verbrechen! Es ist in der Nacht begangen worden.“ — „In Frémicourt?“ — „Nein, auf der Landstraße, eine Viertelstunde von hier, vor der steinernen Brücke.“ — „Schrecklich!“ — „Entsetzlich, Herr Pierre! Ein armer junger Mensch ist umgebracht worden.“ — „Mein Gott, mein Gott!“ machte Rouvenat sehr bewegt. „Das ist das erste Mal, daß so etwas in unserem ehrlichen Thale vorkommt.“ — „So ist's. Aber das ist um so schlimmer.“ — „Man kennt hoffentlich schon den Mörder?“ — „Nein. Ich denke sogar, daß man ihn nie entdecken wird.“ — „Die Polizei hat gute Augen, Jean Renaud, und sie versteht es, zu suchen.“

Der Wolfstödter schüttelte den Kopf.

„Diehmal wird sie nichts finden“, murmelte er. Rouvenat näherte sich Jean Renaud und sein forschender Blick schien in seiner Seele lesen zu wollen.

Aber das Gesicht Renaud's war wie mit einer Maske bedeckt.

„In der That“, fuhr Renaud mit fast gleichgültigem Tone fort. „Neben mir nicht weiter davon. Ein junger Mensch ist in der letzten Nacht ermordet worden: das ist die Thatfache. Weßhalb? Von wem? Das geht uns nichts an. Wir können dem Opfer doch nicht das Leben wiedergeben, nicht wahr?“ — „Leider nein“, entgegnete Rouvenat mit einem schmerzlichen Ausdruck, welcher dem Wolfstödter nicht entging. „Wie geht es Herrn Mellier?“ fragte er. — „Sehr gut, Jean Renaud.“ — „Ist er schon auf der Wiese?“ — „Nein. Er ist oben mit Rechnungen beschäftigt. Haben Sie ihm vielleicht etwas zu sagen? Ich gehe, um ...“ — „Nein, Herr Pierre, nein, stören Sie ihn nicht. Und Fräulein Lucile?“ — „Auch sie befindet sich wohl, ganz wohl.“ — „Sie ist wohl schon auf und wird bald herunterkommen, nicht wahr? Ich will sie einen Augenblick erwarten.“ — „Haben Sie mit ihr zu sprechen?“ — „Ja wohl, ich habe ihr eine kleine Botschaft auszurichten von Geneviève.“ — „Das ist aber ärgerlich“, sagte Rouvenat. — „Wieso?“ — „Sie kommen ein wenig zu spät.“ — „Ich fürchtete zu früh zu kommen, Herr Pierre. Ich weiß, daß Fräulein Lucile — ohne ihr nahe treten zu wollen! — nicht die Erste auf zu sein pflegt im Hofe.“ — „Heute mußte sie ausnahmsweise zu allererst aufstehen, um sich für ihre Reise vorzubereiten, denn sie ist schon vor Tagesanbruch abgereist.“

Das Gesicht Jean Renaud's drückte eine lebhafteste Enttäuschung aus.

„Ich habe doch Fräulein Lucile gestern Abend gesprochen, sie hat mir aber nichts davon erwähnt.“ — „Weil sie es selber noch nicht wußte. Der Brief, welcher sie abzureisen zwang, kam ihr erst spät Abends zu.“

Jean Renaud zerknüllte seinen Hut zwischen den Händen. Er schien ganz niedergedrückt.

„Und ... und wird sie lange abwesend sein?“ fragte er. — „Acht bis vierzehn Tage.“ — „Sie ist also sehr weit gereist?“ — „In die Champagne. Eine ihrer Pensionfreundinnen ist gefährlich krank und rief Lucile zu sich. Sie begreifen, Jean Renaud, einer sterbenden Freundin kann man nichts abschlagen. Mellier machte zwar Einwendungen, hat aber zuletzt doch nachgegeben, und das Fräulein ist abgereist.“ — „Hätte ich das gewußt, o hätte ich das gewußt!“ murmelte Jean Renaud. — „Nun, und?“ — „Dann wäre ich schon eine Stunde früher gekommen, ich hätte es leicht thun können.“ — „Da war sie noch zu Hause und Sie hätten sie gesehen.“ — „Jetzt indeß ...“ — „Ihrer Frau wird das wohl sehr unangenehm sein, was?“ — „Das will ich meinen. Wer hätte aber auch ahnen können ... Nein, ich habe keine Schuld.“ — „Es war also etwas sehr Wichtiges?“ — „Es scheint so.“ — „Nun, mein lieber Jean Renaud, aufgehoben ist ja nicht aufgehoben, und wenn mein Fräulein zurückkommt ...“ — „Sie haben Recht, Herr Pierre, es wird dann noch immer Zeit sein. 's ist aber doch ärgerlich. Es gibt Tage, wo Einem wirklich gar nichts gelingt. Ich gehe. Auf Wiedersehen, Herr Pierre! Ich lasse Herrn Mellier

einen guten Morgen wünschen.“ — „Ich will's ausdrücken; auf Wiedersehen, Jean Renaud.“ — „Ah!“ machte plötzlich der Wolfshäuter. „Wo habe ich nur meinen Kopf? Jetzt hätte ich bald mein Gewehr vergessen.“ — „Was?“ — „Wie ich gestern nach Terroise hinüberging, habe ich meine Flinte hier gelassen, da sie mich nur geniren konnte.“

Er näherte sich dem Kamin, an dessen Mantel die Waffe hing, nahm sie und warf ihren Riemen über seine linke Achsel.

Rouvenat fühlte sein Blut stocken, während kalter Schweiß auf seine Stirne trat.

Er entdeckte jetzt erst, daß sich sein Herr zur Ausführung seines Verbrechens der Flinte Jean Renaud's bedient hatte.

Eine entsetzliche Angst überkam ihn. Er meinte umsinken zu müssen. Aber nichtsdestoweniger hielt er sich frampfhaft auf den Beinen.

Zum Glück hatte Jean Renaud nichts weiter zu sagen. Er grüßte Rouvenat noch einmal mit der Hand und verließ mit den Worten: „Auf Wiedersehen!“ den Hof.

Der arme Pierre wuschte sich den Schweiß von der Stirn, trank ein großes Glas Wasser und ließ sich auf eine der Holzbänke am Tische niederstürzen.

„Mein Gott,“ sagte er sich, „mein Gott, was wird jetzt geschehen? Wenn Jean Renaud bemerkt, daß seine Flinte abgeschossen worden ist, weiß er auch, daß sich jemand hinter ihn befindet, er wird Verdacht bekommen, er wird davon sprechen, man wird nachforschen, man wird erklären müssen, man wird hieherkommen und verhören... Und er, er, der sich in diesem Falle tödten will!... Was soll ich thun, mein Gott, was soll ich thun? O, ich habe Furcht, ich habe Furcht!“

Er wurde aus seinem düstern Grübeln durch den Eintritt eines Knechtes gerissen, der ihn um seine Befehle für das Einführen fragte.

Jacques Meller hatte, sobald Rouvenat ihn verlassen, seine beiden Pistolen bis an die Mündung geladen; dann hatte er einen Bogen weißes Papier genommen und mit fiebernder Hand zu schreiben begonnen.

Es war eine Art Testament.

10.

Als Jean Renaud nach Civity heimkam, fand er seine Frau in der lebhaftesten Unruhe.

Geneviève hatte augenscheinlich einen Theil der Nacht hindurch geweint, das verrieth die Röthe ihrer Augen. Auch auf ihren Wangen sah man noch die Spuren ungetrockneter Thränen.

Jean Renaud stellte seine Flinte in einen Winkel, warf seinen Hut auf das Bett und setzte sich. Er vermochte sich nicht mehr aufrecht zu erhalten.

„Nun,“ sagte er zu seiner Frau, „willst Du mir keinen Rath geben?“ — „Du verdienst es nicht,“ antwortete sie. — „Geh, Du garstige Keiserin. Komm her.“

Sie ging auf ihn zu und ließ sich küssen.

„Und wie Du aussiehst!“ fuhr sie fort. „Man sollte glauben, Du habest Dich im Staub gewälzt. Deine Kleider, Dein Bart und sogar Deine Haare sind ganz bestaubt.“ — „Es gibt aber auch genug davon auf der Straße.“

„Und Du bist auch ganz blaß, ganz verstört.“ — „Weil ich eben müde bin.“ — „Ist das auch in der Ordnung, Jean, daß Du mich die ganze Nacht hindurch in der Angst um Dich lässest? Ich habe nicht einschlafen können, ich habe mir die schrecklichsten Dinge eingebildet.“

„Sei nicht so kindisch, Du hast Dir wohl denken können, daß ich nicht in Verlust gerathen sein werde.“ — „Du bist doch mit Deinem Gewehr auf die Wolfsjagd gegangen; da hatte ich Angst... ein Unglück ist bald geschehen.“

„Das ist wahr,“ murmelte er. Dann fügte er laut hinzu: „Jetzt bist Du aber beruhigt?“ — „So, so. Aber ich weiß noch immer nicht, wo Du die Nacht zugebracht hast.“

„Bist Du vielleicht gar eifersüchtig?“ sagte er und versuchte zu lächeln. — „Du weißt wohl, daß das nicht der Fall ist. Und dennoch...“ — „Hast Du nicht daran gedacht, daß ich nach Terroise gehen mußte?“ — „Freilich wußte ich das; aber selbst alle möglichen Hindernisse berechnet, müßtest Du doch längstens bis elf Uhr Nachts daheim sein.“ — „Teufel, Du kannst besser rechnen als ich.“

„Spötte nicht.“ — „Fällt mir gar nicht ein, meine liebe Geneviève.“ — „So wirst Du mir also nicht sagen, was Du gemacht hast?“ — „Na, ich war auf dem Hofe, wo ich eine gute Flasche auf die Gesundheit des Fräuleins getrunken habe — und auf die Deinige auch. Apropos, Fräulein Lucile ist heute Morgens nach der Champagne abgereist.“ — „Schon wieder?“ — „Es scheint, daß eine ihrer Pensionärsfreundinnen sehr krank ist.“ — „So!... Nun, und dann?“ — „Dann? na, dann bin ich wohl auf dem Wege durch Frémicourt in die Mühle gegangen. Du wirst Dein Wehl heute noch bekommen. Zuletzt ging ich nach Terroise, und...“ — „Und bist dort geblieben.“ — „So ist's. Und bin dort geblieben.“ — „Ohne an mich zu denken, ohne Dich zu fragen, ob ich vor Angst um Dich vergehe. Wie gesagt, Jean, Du bist ein garstiger Mensch.“

Er schien verlegen, gedrückt.

„Du bist sicher in eine Schenke gerathen und hast Dich in's Kartenspielen vertieft. Du hattest heiß und hast über Durst getrunken und Dich benebelt.“ — „Nun, ja doch, Du hast's errathen. Ich wurde unwohl, und... und ich

habe nicht zurückgehen können.“ — „Siehst Du, daß ich Recht hatte, Angst zu haben? Aber Du bist noch immer nicht ganz wohl, Du leidest... Du hast einen so seltsamen Blick.“ — „Es ist wahr, ich bin nicht ganz in der Ordnung.“ — „Vielleicht thut Dir ein Bißchen Essen gut. Was willst Du denn? Es ist noch ein wenig Sped da, und Käse... Ich kann Dir eine gute Suppe machen.“ — „Schön. Eine gute Suppe.“ — „Mit Zwiebel?“ — „Ja.“ — „Und ein wenig Milch will ich Dir auch holen.“ — „Wie Du meinst.“

Das Häuschen bestand nur aus zwei ebenerdigen Stuben, darüber befand sich der Hausboden, auf den man über eine fliegende Leiter gelangte.

Jean Renaud ging in die zweite Stube, wo sich als ganzes Mobiliar vier gepolsterte Stühle und eine alte rothe mit grellen Blumen bemalte Kiste befanden.

Geneviève schickte sich an, das bescheidene Frühstück zu bereiten.

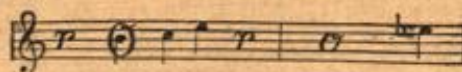
(Fortsetzung folgt.)



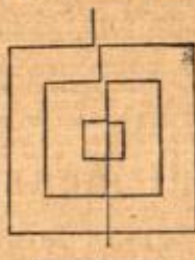
Spiele.

Die Papierdrachen und ihre Apostel. Die Zeit der Papierdrachen ist vorzugsweise der Herbst; dann weht gewöhnlich günstiger Wind und die Felder sind frei von Getraide, so daß man sie zum Spielen benutzen kann. Dann fertige deinen Papierdrachen, denn jeder tüchtige Knabe hält dafür, daß der selbstgemachte Drache stets besser fliegt als ein gekaufter oder ein von anderer Hand gemachter. Die Sache ist auch gar nicht schwer. Du wählst ein fingerlänges gerades Stäbchen aus leichtem Holz, schneidest in der Nähe des einen Endes eine leichte Kerbe ein und bindest dort ein Stäbchen fest. Gut eignet sich hierzu ein gespaltenes Strohrohr oder eine dünne, gleichmäßig starke Haselgerle, — ein Böttcherreißer muß erst dünn geschmitten werden, damit er nicht zu schwer ist. Von dem Ende des Reißbogens ziehst du einen Bindfaden nach dem untern Ende des Mittelstabes und bindest ihn dort fest. Nach dem andern Ende wird vom Reissen aus ebenfalls etwas Bindfaden gezogen, damit eine ordentliche Spitze am Drachen entsteht. Hast Du dein Papier, das groß genug ist, um das ganze Gestell zu überziehen, so klebst Du so viel Bogen zusammen, als nöthig sind, legst dann das Gestell darauf, zeichnest es ab und schneidest das Papier darnach zu. Ringsum machst du das Papier etwa zwei Fingerbreit größer und machst diesen Ueberschlag durch zollweit entfernte Einschnitte geflügel. Nachdem du diesen Rand mit Kleister bestrichst, klebst du Bindfaden und Reißbogen damit fest; durch andere Papierstreifen klebst du auch die Mittelstange an das Papier und machst oben eine Papierspitze an den Drachen. Nun kannst du auf deinen Drachen ein Gesicht mit Mund und Augen malen, meinetwegen auch Sonne, Mond und Sterne aus Goldpapier darauf kleben oder zu was du sonst Lust hast. Einen Bindfaden, der um ein Drittel länger ist als die Stange, bindest du an beiden Enden der Stange an und befestigst an jedem Reissende eine Quaste aus Papierstreifen. Die eine muß genau so schwer sein wie die andere; du probirtest dich aus, indem Du den Drachen an dem Faden (der Wage) wogerecht hältst, und hilfst dir durch Verschnitten oder Anbinden neuer Streifen, wenn eine Seite schwerer oder leichter ist. Zum Schwanz wählst du einen langen Faden und knüpfst Papierstreifen in gleichen Abständen hinein. An's Ende kommt natürlich eine tüchtige Quaste von Papierschnitzeln und an den Bindfaden der Wage ein anderer Faden zum Steigens lassen, je länger desto besser. Beim Loslassen läufst du gegen den Wind, und wenn du einen Kameraden hast, der dabei den Drachen anfänglich hochhält, so ist's um so besser. Ist der Drache hoch genug geflogen, so daß du nicht mehr zu laufen brauchst, sondern nur Faden nachzulassen, so kannst du auch Apostel zu ihm hinaufschicken. Das sind Papierstücken, durch welche der Bindfaden gesteckt wird. Sie schwirren und tanzen im Luftzuge, bis sie glücklich oben bei dem großen Herrn als Gesandte ankommen.

Notenräthsel.



Auflösung der geometrischen Aufgabe Seite 23:



Aus allen Gebieten.

Verpacken von Äpfeln.

Zu diesem Zwecke, namentlich von solchen, die nach entfernten Gegenden verschickt werden sollen, wird im „Scientific American“ empfohlen, die Früchte einzeln in salicylirtes Papier zu hüllen und mit der Vorsicht in die dazu bestimmten Fässer zu packen, daß sie beim Fortbewegen der Fässer nicht gegen einander geschleudert werden. Das salicylirte Papier wird hergestellt, indem man Salicylsäure in starkem Alkohol löst, diese Lösung mit so viel Wasser verlegt, als sie vertragen kann, ohne Salicylsäure wieder auszufallen, und mit ihr Papier tränkt und dieses trocknet. Die Salicylsäure hat hier den Zweck, bei etwaigen, durch Nachlässigkeit bei der Verpackung herbeigeführten Verwundungen der Äpfel das Eintreten von Fäulniß zu verhindern.

Mittel gegen Fliegen.

Gegen diese Sommerplage sind die meisten Mittel, welche angewendet werden, ganz unnütz. Was helfen Quassia- und Arsenikbrühen, Fliegenleim und Fliegenfallen, wenn auch täglich Hunderte von Fliegen dadurch getödtet werden, während Tausende in den Zimmern umhergeschwärmen und offene Fenster und Thüren jeden Augenblick neuen Ersatz bringen können? Alle diese Mittel verunzieren das Zimmer, ohne daß die Fliegenhaare eine bemerkbare Verminderung erfährt. Will man Fliegen schnell aus dem Zimmer los sein, so hat man ein sehr gutes Mittel in den trockenen Kürbisschälern, mit denen man das Zimmer austräuchert, indem man sie auf glühende Kohlen wirft. Die Fliegen entfernen sich sehr bald oder sterben. Hat man Vögel im Zimmer, so müssen diese zuvor fortgeschafft werden; ebenso darf man selbst nicht im Zimmer bleiben, da der Rauch Kopfschmerzen erzeugt. Eines der wirksamsten Mittel, um Gegenstände aller Art vor den Fliegen zu schützen, ist das Lorbeeröl, dessen Geruch den Fliegen unerträglich ist. Möbel, Gemälde u. dgl. kann man schützen, wenn man sie mit Wasser abwäscht, in welchem vier bis fünf Tage lang Knoblauch eingeweicht war, was jedoch die Atmosphäre in dem betreffenden Raume nicht verbessert.

Schmutzige Strohhüte zu waschen.

Man reinige das Stroh zuerst durch Bürsten mit Seifenwasser sorgfältig und spüle es in reinem Wasser ab. Dann löse man 6 Theile unterschwefligsaures Natron (vom Droguisten) in 192 Theilen Wasser auf und weiche die Hüte darin ein. Hierauf nehme man sie heraus, mische 6 Theile Salzsäure unter die Auflösung und lege die Hüte schnell wieder hinein, bedecke das Gefäß gut zu und lasse es etwa 1/2 Stunde oder so lange stehen, bis das Stroh ganz weiß geworden ist. Dann schließlich werden die Hüte mit Wasser tüchtig abgewaschen, getrocknet und appetirt. Die Mischung reicht für mindestens sechs Hüte aus. Sollte diese zu umständlich sein, so kann man ja einfach schwefeln. — Oder: Man reibt den Hut erst trocken, dann mit reinem Kornbrandwein und Schwefelblüte feucht ab und bürstet ihn, nachdem er trocken geworden, tüchtig mit einer scharfen Bürste. Zuletzt wird er mit ganz dünn gelochtem reinem Leim und starkem Gummiwasser auf der linken Seite bestrichen. — Oder: Man wäscht mit einer Mischung aus Benzin 8 Theile, Aether und Spiritus (von 90 Prozent) je 1 Theil und schwefelt schließlich.

Lotterieziehungen im Monat September.

Am 1. Oesterreichische 100-Gulden-Loose vom Jahr 1864, 1400 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. Dezember 1880 (76. Ziehung). — Stadt Augsburg 7-Gulden-Loose vom Jahre 1864, 1000 Stück, höchster Preis 3500, niedrigster 9 fl., zahlbar am 1. September 1880 (32. Ziehung). — Graf Pappenheim 7-Gulden-Loose vom Jahr 1864, 3500 Stück, höchster Preis 9000, niedrigster 7 fl., zahlbar am 1. Dezember 1880 (32. Ziehung). — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1862, 1072 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 100 fr., zahlbar am 1. Dezember 1880 (37. Ziehung). — Stadt Ostende 25-Franken-Loose vom Jahr 1858, 269 Stück, höchster Preis 8000, niedrigster 30 fr., zahlbar am 2. Januar 1881 (44. Ziehung). — Stadt Vile 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1860, 2074 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 fr., zahlbar am 1. Oktober 1880 (41. Ziehung). — Stadt Hamburg 100-Mark-Banco-Loose vom Jahr 1846, 2050 Stück, höchster Preis 105,000, niedrigster 164 M.-Bk., zahlbar am 1. November 1880 (34. Ziehung). — Stadt Tournai 50-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1873, 137 Stück, höchster Preis 4000, niedrigster 50 fr., zahlbar am 1. Oktober 1880 (14. Ziehung). — Am 13. Russische 100-Rubel-Loose à 5% vom Jahr 1866, 300 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 500 Rubel, zahlbar am 13. Dezember 1880 (29. Ziehung). — Russische 100-Rubel-Loose à 5% vom Jahr 1866, 3100 Stück, jedes Loos à 125 Rubel, zahlbar am 13. Dezember 1880 (29. Ziehung). — Am 15. Fürst Vassy 40-Gulden-Loose vom Jahr 1855, 1000 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 15. März 1881 (35. Ziehung). — Preussische 100-Thaler-Loose à 3 1/2% vom Jahr 1855, 5000 Stück, jedes Loos à 117 Thlr., zahlbar am 1. April 1881 (26. Ziehung). — Deutscher 100-Thaler-Loose à 3 1/2% vom Jahr 1857, 600 Stück, jedes Loos à 116 Thaler, zahlbar am 1. April 1881 (24. Ziehung). — Stadt

Antwerpen 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1874, 481 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 15. Oktober 1880 (36. Ziehung). — Stadt Paris 500-Franken-Loose à 4% vom Jahr 1865, 969 Stück, höchster Preis 150,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 1. Februar 1881 (61. Ziehung). — Stadt Freiburg 10-Franken-Loose vom Jahr 1879, 850 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 13 Fr., zahlbar am 15. Januar 1881 (4. Ziehung). — Am 16. Stadt Mailand 10-Franken-Loose vom Jahr 1866, 500 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 10 Fr., zahlbar am 15. Dezember 1880 (56. Ziehung). — Am 20. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1874, 404 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. Mai 1881 (40. Ziehung). — Am 30. Badische 35-Gulden-Loose vom Jahr 1845, 8000 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 1. April 1881 (139. Ziehung).

Rösselsprung.

ge	ste	mit	das	der	sprach	zu	jän-
gruß	ge-	jum-	hend	dem	sein	schien	fr
te	tag	sacht	zu	als	wach'n	sa	dir
bei	ste	see-	ich	sehn-	du	sind	er-
die	ge-	dir	hol-	ne	hent'	der	tuf
han-	des	we-	jur	drim-	der	mei-	und
stern	ist-	fr	dir	hen	tuf'	be	dir
sind	den	ging	te	lie-	gen	leis	das

Auflösung des Räthelsprungs Seite 12:

Gegenüber.

Du gegenüber, hellg trunken
Sich' ich träumend manche Stunde;
Du mit lächelnd süßem Munde
Sagst, warum ich so verfunke?

Ich, in deinen tiefen blauen
Lieben Augen liegt mein Sinnem,
Du erschauen wahn' ich drinnen
Gelte blüh'nde Himmelsauren.

W. Müller von Königswinter.

Seine Korrespondenz.



Hrn. O. D. in Mannheim. Nehmen Sie immerhin Tausende, und klopf Ihr Herz zu Karl beim Anblick einer gewissen jungen Dame, — so sprechen Sie mit dieser, und nachher, wenn's nicht aufhört, mit Ihrem Arzte.

Frau Emma v. D. in Kottbus. Was Sie Befänge nennen, sind in Süddeutschland Blaubeeren, Heidelbeeren.

Hrn. A. P. Ihre Verse sind nicht schlecht, aber auch nicht für uns geeignet. Wir werden überflutet mit Versen. Dichtet denn Alles jetzt im deutschen Land? Vergleichen J. J. in Weistirchen.

Hrn. J. Müller in Riebol. Richtig. Zeichnung nicht richtig.

Richtige Zeichnungen von Riebol, Choraden, Rösselsprünge u. sind uns zugegangen von: Hrn. Rosalie Marcus, Berlin; Hermine Rietmann, Paris; Anna Gormanich, Brunn; Johanna Müller, Riebol; Mathilde Hase, Berlin; Ottilie Wimmer, Koblenz; Hrn. J. Wenter, Wien; A. Rommel, Ludwigsburg; F. Demmed, Weingarten; M. Fikroth, Leipzig; A. Günther, Dresden; P. Rabel, Ulm; R. Richter, Berlin.

Hrn. Max H. in Chemnitz. Das kann Niemand, auch nicht durch Wiedergabe der von Ihnen geschriebenen, die Sie ja nicht zu nehmen brauchen.

Hrn. S. G. P. in Wien. Durch den amerikanischen Gesandten in Wien zu fragen.

A. R. R. Für Glasöl ist ein solcher Ritt nicht.

A. R. in H. Keine Konzeption nötig.

Hrn. H. Rubin in Prag. Ihre Aufgabe ist häßlich, aber keinliches von uns schon gebracht worden.

Hrn. Fr. Sommer. Wie können wir Ihnen denn einen Beruf angeben? Wir kennen Ihre Neigungen, Beschäftigung, Aderkennung, Mittel u. gar nicht.

Hrn. R. S. in Dr. Arago. Populäre Astronomie, ist gut, aber nicht gerade so billig, als Sie das wünschen.

Frau Ottilie G. in Verleberg. Ja — es sind auch lateinische Unterrichtsbücher in der Methode Toussaint-Langenscheidt, ebenso wie russische, slavische erschienen. Leipzig, Verlag des „Hausfreund“.

Hrn. A. J. in Prag. Wir haben keinerlei politischen Tendenzen in der „Illustr. Welt“ zum Siege zu verhelfen.

Hrn. A. R. in Ludwigsburg. Die amerikanische Brillantglanzbühne von Rosa v. Eichenfeld. Preis 60 Pf. Leipzig, Druckerei von Müller und Wagner.

Frau R. A. in Nürnberg. Schönbad bei Lindau — besonders für Familien.

Frau U. B. in Kopenhagen. Weder für Nase, noch Stirn, noch Mund allein gibt es allgemein gültige Formen, welche als physiognomische Grundregeln angenommen werden können. Auch die Verbindung mit dem Bild in unwachten Momenten gibt Anhaltspunkte.

Anfragen.

3) Wo und in welcher Fabrik wird alte gepulverte Seide zu Deden verarbeitet?

A. R. R.

Reaktion. Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die „Donna Anna“, Roman von Rosenthal-Bonin. Fortsetzung. — Die Jüdische Fabrikation auf Cuba. I. — Der Diebstahl. — Abenteuer eines Militärs in Südamerika, von Th. Gr. — Der Name „Fidel“. — Neujahrsfeier in einer Regentische (Virginia). — Plan. — Die Sitt. — Fluch beladen, Roman nach Emilio Nabeau von Emilio Vacano. Fortsetzung. — Für das junge Volk. — Aus allen Gebieten. — Lotterieziehungen im Monat September. — Rösselsprung. — Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Fluch beladen: Der Sanowitz Allege auf einen Stuhl los, den er über dem Haupte seiner Tochter schwingt. — Die Jüdische Fabrikation auf Cuba: Das Fortschaffen der gemahlten Rohre; die Jüdische Fabrikation. — Der Diebstahl, nach dem Gemälde von G. Vermeer. — Die Neujahrsfeier in einer Regentische bei Portoven (Virginia). Originalzeichnung. — Die alte neue Geschichte, in Bild und Reim von Karl Rod.

Ankündigungen.

Die Small gepaltene Monatszeitschrift 60 Pf.

Für Münzenfreunde

5000 div. Silbermünzen von Karl d. Gr. (800) anfangend bis Jetztzeit à 25 g bis 2 A. pr. Stück. Ausverkaufendungen auf Wunsch.

Julius Belmonte Jr., Hamburg. werden gegen hohe Provision für die Schweiz gesucht von J. Witz in Gruningen.

Zu Ankündigungen und als Beisatz in jeder Dänemark und Skandinavien betriebl. Angelegenheit (sowohl privater als geschäftlicher Natur) erbetet sich freundlichst Oberleutnant Ritter v. Froh in Kolding, Dän. NB. Porto 20 Pf.



Fahnen,

geschlitten, für Vereine jeder Art, liefert J. A. Hietel, Leipzig, Königl. Hoflieferant. Preisgekrönt auf allen Ausstellungen.

Im Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig ist nun vollständig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Söhne und Töchter.

Sozialer Roman von Gregor Samarow.

Erster Theil: Verschollen. 4 Bände. Preis brosch. A. 12. —, fein geb. A. 14. — Zweiter Theil: Gold und Blut. 8 Bände. Preis brosch. A. 24. —, fein geb. A. 28. — Dritter Theil: Söhne und Töchter. 8 Bände. Preis brosch. A. 24. —, fein geb. A. 28. —

Wie alle Samarow'schen Romane, so hat auch dieser, der von der Kritik ein wahres Charaktergemälde der gegenwärtigen Zeit genannt wurde, schon während seines allmählichen Erscheinens in der Verlegerausgabe einen großen Beifall gefunden.

Jetzt, nachdem er ganz erschienen ist, wird dieser große soziale Roman durch das hochwichtige, eine erste Frage bildende Thema, welches darin vom dem fesselndsten Verfasser in interessanter, äußerst spannender Weise behandelt wird, bawend ein großes Lesepublikum anziehen. Jedermann wird aus diesem Zeitroman reiche Belehrung in der unterhaltendsten Form schöpfen und dem ergreifenden, lebenswahren Schilderungen des berühmten Schriftstellers vom Anfang bis zum Schluß mit der lebhaftesten Theilnahme folgen.



Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

M. G. Saphir's gesammelte Schriften.

Mit dem Bildniß des Verfassers.

4 Bände broschirt. 1832.

Inhalt: Band I. Humoristische Erzählungen und Drollen. — Band II. Klassikerstudien und Almosen oder zufällige Gedanken in zufälligen Formen. — Band III. Erythra. Humoristische satirische Bilder. — Band IV. Humoristische Dilemmatorische. Jocos. Gelegliche, Epigrammatische und Parodistische. Papilloten. Magister Jidjan.

Diese 4 Bände Saphir's gesammelte Schriften können, sowohl der nur noch geringe Vorrath reicht, anfangt zum Preise von A. 18. — zum ermäßigten Preise von nur M. 6. — durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Für Männer

Jeden Alters sehr wichtige Erfindung. — Kerylich begünstigt und empfohlen. Brochüre, sowie Prospekt vertheilt gratis verschlossen gegen Einsendung von 50 g. in Briefmarken.

Generalagent Sujatti in Nürnberg.

Versandt-Geschäft MEY & EDLICH,

LEIPZIG 9 Neumarkt 9

versendet nachstehende Waarengattungen direkt an Consumenten, selbst vom kleinsten Quantum an, in bester Qualität zu den billigsten Preisen nach allen Ländern Europas.

Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem anderen angebotenen Artikel hat, sich den **illustrirten Preis-courant** von dem Versandtgeschäft **Mey & Edlich, Leipzig**, kommen zu lassen, welcher auf frankirtes Verlangen gratis und franko an Jedermann gesandt wird.

Specialitäten

Versandt-Geschäfts MEY & EDLICH, Leipzig:

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen,

Manschettenknöpfe mit Eindrehschuss und Feder, Bunte Satin-Gravatten für Herren, Rüschen von Tüll, Null, Gaze etc. für Damen, Shirts, Chiffons und Hemdentuche, Chocolade; Mey's Cacao pulverisirt, Rein leinene Taschentücher für Damen, Schwarzer Chinesischer Thee, Herren und Kinder, Biscuits und Waffeln, Schwarzeidene Gravatten für Herren, Toilette-Seifen und Parfüms, Weisse Batist-Gravatten für Herren,

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Illustrirte Preis-courante werden auf Verlangen an Jedermann gratis und franko versandt.

Das Versandt-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig, garantiert und verschickt nur beste Waare, selbst vom kleinsten Quantum an, zu den billigsten Preisen.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das Versandt-Geschäft MEY & EDLICH, 9 Neumarkt, Leipzig.

Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig.

Romane und Erzählungen

in wohlfeilen Ausgaben

für die Reise und für Daheim.

In dieser Sammlung sind bis jetzt erschienen:

A. Sukhow, Die schönsten Stunden. Roman. 2. Aufl. Eleg. brosch. A. 1. 50.

F. W. Hackländer, Mahes und Fernes. Die Spuren eines Romans. — Unter den päpstlichen Juwelen. 2. Aufl. Eleg. brosch. A. 1. 50.

Georg Horn, Der Schatz von St. Himmelsfort. Roman. 2. Aufl. Eleg. brosch. A. 1. 50.

Hans Wadenhusen, Des Herzens Golgatha. Roman. 2. Aufl. Eleg. brosch. A. 1. 50.

Julius Große, Maria Mancini. Roman. 2. Aufl. Eleg. brosch. A. 1. 50.

F. W. Hackländer, Geschichten im Dickicht. Roman. 2. Aufl. Eleg. brosch. A. 1. 50.

Bret Harte, Gabriel Conroy. Roman. Deutsch von Udo Brachvogel. Eleg. brosch. A. 1. 50.

Otto Müller, Roderich. Eine Hof- und Pöbelgeschichte aus dem Jahre 1812. 2. Aufl. Eleg. brosch. A. 1. 50.

H. Wadenhusen, Eine Geborene. Roman. 2. Aufl. Eleg. brosch. A. 1. 50.

Emil Saboriau, Der Strich um den Hals. Kriminalroman. 2. Aufl. Eleg. brosch. A. 1. 50.

F. W. Hackländer, Mullen. Der Geschichten im Dickicht zweiter Theil. Roman. 2. Aufl. Eleg. brosch. A. 1. 50.

A. Nels, Erlebtes und Erdachtes. 2. Aufl. Eleg. brosch. A. 1. 50.

Wilhelm Raabe, Abu Gelfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge. Roman. 2. Aufl. Eleg. brosch. A. 1. 50.

H. Wadenhusen, Im Pann der Nacht. Roman. 2. Aufl. Eleg. brosch. A. 1. 50.

F. W. Hackländer, Verbotene Früchte. Roman. 2. Aufl. Eleg. brosch. A. 1. 50.

Karl Adelbert, Sibylle. Roman. 2. Aufl. Eleg. brosch. A. 1. 50.

Adolf Delot, Artikel 47. Roman. 2. Aufl. Eleg. brosch. A. 1. 50.

Julius Große, Ein Revolutionär. Roman. 2. Aufl. Eleg. brosch. A. 1. 50.

Wilhelm Raabe, Der Regenbogen. Sieben Erzählungen. 2. Aufl. Eleg. brosch. A. 1. 50.

Josef Rank, Im Klosterhof. Roman. 2. Aufl. Eleg. brosch. A. 1. 50.

Die Sammlung enthält, wie aus Vorstehendem ersichtlich, nur ganz geistige Werke, und zeichnen sich diese Ausgaben außerdem noch aus

1) durch den für das Lesen im Eisenbahncoupé wünschenswerthen guten Druck und ihre elegante Ausstattung überhaupt, dann 2) durch ihre außerordentliche Billigkeit, weshalb sie sich auch vorzüglich zur Anschaffung für Haus- und Familienbibliotheken eignen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und vorrätig auf allen Bahnhöfen.